

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1883]

Die Alten und die Neuen.

Roman von N. Hautsky.

(8. Fortsetzung.)

„Wohin wollen Sie, Georg?“ fragte Elsa, als sie sah, wie dieser von ihr hinweg dem Ufer zuschritt.

„Am liebsten fort, aus den Bergen hinaus,“ entgegnete er rauh.

„Sie sagten uns einmal, Sie könnten das nicht, so lange die Mutter lebte, weil Sie versprochen hätten, bei ihr zu bleiben.“

„Ja,“ sagte er schwer, „ich habe es versprochen.“ Dann alles, was an Widerstandskraft in ihm war, zusammenfassend: „Ich werde es auch halten.“

„Ich denke mir's wohl, Georg,“ entgegnete sie sanft, indem sie an seiner Seite weiter schritt, „es muß Ihnen schwer fallen, daß Sie nicht hinaus können in die Welt, um in ihr zu lernen. Herr Arnold hat Ihnen wohl auch dazu geraten, und er hat Ihnen wohl von den großen und kleinen Vorgängen dieser Welt erzählt, mit Worten, die eine überzeugende Kraft haben und einem das Herz bewegen.“

„Ja, Worte haben eine sonderbare Kraft,“ bestätigte er mit einem herben Lächeln, „aber sie können einem auch das Herz vergiften.“

„Elsa!“ rief es in dem Augenblicke vom Hause her. Sie wandte sich rasch um und sah den Vater, von dem Fremden gefolgt, auf dem Fußwege daher kommen.

Ein Bagen überfiel sie, am liebsten wäre sie davon gelaufen, aber schon hatte sie der Vater bemerkt und schritt mit einem fröhlichen Lächeln ihr entgegen.

„Da bist du ja, ich fürchtete schon, ich würde Doktor Lesebre mein wildes Mädchen gar nicht zeigen können. Es ist mein junger alter Freund Arnold, ich habe dir schon von ihm gesprochen, Elsa, und er kennt dich seit lange, wie er mir sagt, noch ehe wir nach dem Süden gingen. Sie ist indes gewachsen, wie, Arnold?“

„Sie hat noch die goldblonden Haare wie damals,“ bemerkte er lächelnd und als spräche er zu einem Kinde, dann sich direkt an sie wendend: „Ihr Vater, mein Fräulein, hat auf mein Denken und Empfinden einen so großen Einfluß genommen, er ist mir so väterlich nahe getreten, daß wir beide uns fast als Geschwister ansehen dürfen.“

Sie, die bisher tief beklommen gestanden, wendete nun den Blick zu ihm empor.

„Mir ist, wenn ich Sie höre — als fände ich etwas, das in mir gelegen, nun außer mir — in Ihnen wieder.“

Sie sagte es leise in unzusammenhängenden Sätzen wie eine Eingebung, die einem selbst in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht aufgegangen ist. Arnold fühlte sich von diesen Worten eigentümlich berührt, und vielleicht mehr noch von dem Blick ihrer Augen, die so dunkel, so phantasievoll, so ähnlich den schönen Augen ihres Vaters waren.

Er reichte ihr in rascher Geberde die Hand entgegen und hielt die ihrige einen Augenblick fest in der seinigen. Dann wandte er sich wieder Barr zu, es gab noch einiges zu rekapitulieren, ehe man sich trennte.

Langsam schritt man den Booten zu.

„Sie werden mir die Ergebnisse Ihrer ferneren Studien mitteilen und mich Einsicht in Ihre Arbeiten nehmen lassen,“ sagte Barr, und als Arnold diese Teilnahme als eine Gunst begehrte, fuhr er fort: „Ich werde Sie auch mit einigen Arbeiten für mich betrauen. Sie werden, ohne dadurch aufgehalten zu sein, mir einiges, besonders statistisches Material liefern können, das ich zu verwerten gedenke.“

Er legte seinen Arm in den Arnolds und sagte leiser mit einem milden Lächeln:

„Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, sollte mir dies aber nicht mehr vergönnt sein, so werden Sie meine letzten Arbeiten übernehmen als mein Vermächtnis.“

Arnold sah bewegt auf und in das blasser schöne Gesicht Barrs, in das Krankheit schon einen Zug des Leidens gedrückt, der hier, im vollen Licht des Tages, ihm erst recht deutlich wurde.

Er wollte etwas erwidern, aber Barr wies auf sein Kind und bedeutete ihm zu schweigen. Sie waren am Ufer; Georg war bereits in das Boot gesprungen und steckte das Ruder in die Basteien.

Arnold hatte den väterlichen Freund umarmt und dieser küßte ihn wiederholt und herzlich.

Nun wandte sich Arnold Abschied nehmend an Elsa.

„Auch wir werden uns wiedersehen, mein Fräulein,“ sagte er mit Wärme, ohne jedoch ihre Hand zu ergreifen, „möge es dann zu guter Zeit geschehen und fröhliche Hoffnung uns erfüllen.“

Sie nickte stumm. Er mochte vielleicht eine Antwort erwartet haben und so neigte er sich forschend zu ihr hinab, um ihr ins Antlitz zu sehen.

Ihr Mund zuckte unter niedergehaltenen Tränen und die dunklen gesenkten Wimpern schimmerten feucht.

Er mußte über den kindischen Kummer des jungen Herzens lächeln, zugleich überkam ihn eine, wie er meinte, ganz brüderliche Regung, und zärtlich beruhigend strich er mit der Hand über das goldige Haar.

Indem er noch einmal den beiden zuwinkte, sprang er in das Boot.

Georg ruderte mit Macht. Bald war das Boot weit draußen im See — und noch ein Winken und Grüßen.

Vater und Tochter blieben am Uferande; sie sahen dem Boote nach und sahen noch in dieser Richtung, nachdem es, den Weg nach der Mühle nehmend, ihren Blicken schon entschwinden war.

Die Sonne war längst hinter dem Salzberge untergegangen, kühl wehte es vom Wasser herauf.

Barr, der lange unbeweglich geblieben, durchschauerte es plötzlich. Er wandte sich und bemerkte sein Kind neben sich.

„Du bist noch da, Elsa, und so still?“

Sie warf sich in einem Ausbruch ungestümer Leidenschaftlichkeit ihm an den Hals. Die lang zurückgehaltenen Tränen stürzten ihr aus den Augen und schluchzend rief sie: „Wird er denn auch wirklich wiederkommen, Papa?“

Barr drückte das Kind fest an seine Brust.

„Er kommt, beruhige dich,“ sagte er, und wie zu sich selbst sprechend: „Es war unvorsichtig, Natur und Einsamkeit machen ein junges Mädchenherz allzu empfindlich.“ Dann den Arm der Tochter in den seinen ziehend, „du sollst von nun an mehr Zerstreuung haben, wir werden den kommenden Winter an der Riviera verleben.“

Viertes Kapitel.

Vier Jahre waren seitdem vergangen. Barr hatte, wenn er auch die Absicht gehabt, seine Tochter vertrauter mit der Welt zu machen, doch den weitaus größten Teil dieser Zeit in stiller Zurückgezogenheit verbracht. Für einige Monate war er immer noch seiner Villa am See gekommen, und er hatte auch einen Teil seiner Bibliothek hierher gebracht. Sein Gesundheitszustand hatte sich indes stetig verschlechtert. Er wußte seit lange, daß eine Genesung unmöglich sei, und er erwartete sein Ende mit jener heitern Ruhe, die denen eigen ist, die auf ihr vergangenes Leben mit einiger Befriedigung zurückdenken und ein zukünftiges nicht in Betracht ziehen.

Der Gedanke an Elsa, die er so allein zurückließ, beunruhigte ihn zuweilen. Er hatte indes alles getan, um ihr jene persönliche und ökonomische Unabhängigkeit zu sichern, die sie frei machen und vor gesellschaftlichen Konflikten bewahren sollte. Sie hatte fast ihr zwanzigstes Jahr erreicht und er hatte sie majorem erklären lassen. Ein tüchtiger Rechtsfreund, dem Barr sein Vertrauen schenkte, sollte ihr Vermögen verwalten und ihr beratend zur Seite stehen.

Sein Zustand gestattete ihm in den letzten zwei Jahren nicht mehr eine fortgesetzte geistige Tätigkeit. Was er an wissenschaftlichen Arbeiten noch zur Herausgabe bestimmt, hatte er einem langjährigen Freunde übergeben, mit dem Wunsche, daß die Publikation erst zwei Jahre nach seinem Tode erfolgen solle. Ein nicht unbedeutendes Material lag noch ungeachtet in einzelnen Notizen und Aufzeichnungen zerstreut in seiner Villa am See, die er wieder aufgesucht hatte. Dahin hatte ihm auch Arnold seine soeben vollendete Arbeit im Manuskript gesendet und Barr hatte an deren Durchsicht und Prüfung die letzten Monate ausschließlich verwendet. Er bezeichnete dies selbstständige Werk des jungen Gelehrten als wahrhaft bedeutend und riet mit dessen Veröffentlichung nicht zu zögern. Er bat Arnold,

zu ihm zu kommen, um einiges, über das er anderer Meinung sei, ausführlich zu besprechen und die Art der Herausgabe festzustellen. Er sollte dann das Manuskript sogleich mit sich nehmen.

Er bat Arnold, sich zu beeilen, da er fähle, daß ihm nur eine kurze Frist mehr gegönnt sei.

Der Brief wurde nach London adressirt, wo Arnold seit einem Jahre sich aufhielt. Dieser war soeben nach Irland gereist, um die agrarischen Verhältnisse dieses unglücklichen Landes zu studieren; der Brief wurde nach Dublin ihm nachgesendet, aber er hatte die Stadt verlassen, um aufs Land zu gehen und unter den Pächtern selbst Umschau zu halten. So dauerte es einige Zeit, ehe der Brief ihn erreichte.

Nach Empfang desselben war er unverzüglich abgereist, und er fuhr ohne Unterbrechung, denn es lag ihm alles daran, aus dem Munde des hochverehrten Mannes selbst die ihm so wichtigen Urteile und Ratschläge zu vernehmen.

Da er London nicht berührte, so gelangte das soeben für ihn dort eingelaufene Telegramm nicht in seine Hände. Es meldete ihm Barrs Tod.

In Paris erfuhr er ihn durch die Zeitungen, die dem im Leben vernachlässigten Gelehrten, dessen Bedeutung man absichtlich zu schmälern versuchte, nun fast durchaus warme Nachrufe widmeten. „Ein Mensch voll Charakter und ein Denker ersten Ranges, der sein ganzes Leben in unermüdlicher Hingabe der Wissenschaft geweiht, ist dahingegangen,“ hieß es in den Retrolagen.

Arnold war tief bekümmert. Der Mann war ihm mehr als ein Vater gewesen, er war sein geistiger Bildner, sein Freund. Seine Reise wollte er nichts desto weniger fortsetzen, wenn auch nicht mit der vorigen Eile.

Er wollte die Tochter wiedersehen und das arme Kind in seinem Schmerz zu trösten suchen.

Auch sein Manuskript gedachte er an sich zu nehmen.

Da der Tod, trotz der traurigen Voraussicht, doch unerwartet plötzlich eingetreten war, so hatte Barr möglicherweise darüber keine Verfügungen getroffen, und so konnte es kommen, daß dasselbe unter den Nachlaß geriet, was er nicht wünschte.

Er war in Solenbad angelangt.

Noch an demselben Nachmittag machte er sich auf den Weg nach Ammsee.

Und wieder, wie vor vier Jahren, trat er vor die Kirche auf die Felsenterrasse hinaus, um über den See nach der einsamen Villa hinüber zu sehen. Wie verändert war alles!

Es war ein bewölkter Herbstnachmittag; grau war die Luft und grau die Berge, an denen langgestreckte Nebel sich hinzogen. Unendlich düster erschien das Kolorit des Sees, in dem die hohen Berge in ihrer dunklen Massigkeit sich spiegelten, trüblich und monoton die ganze Stimmung.

Das weiße nette Haus selbst erschien kalt und bleich und seine Türen und Fenster waren mit Holzladen verschlossen.

Ein feuchter kalter Windhauch blies über den See, er bewegte die Ahornbäume, die um die Villa herumstanden, lautlos sanken die Blätter herab. Kein Zeichen von Leben war auf dem stillen einsamen Ufer zu erkennen, ganz verlassen erschien es, ganz verödet.

Arnold sah lange hinüber, von tief schmerzlichen Empfindungen ergriffen.

Wie heiter und lieblich hatte ihm der Ort entgegen gelächelt und wie herzlich war er daselbst empfangen worden, und nun lag Barr in kühler Erde und sein Haus war leer.

Was war aus seiner Tochter, aus dem blonden Kinde mit den schwarzen Augen geworden, die ihn zuletzt unter Tränen angelächelt hatte?

Ein schlürzender Tritt ließ sich hinter ihm vernehmen, er sah sich um.

Ein häßlich aussehender verlumpfter Bursche kam über den Friedhof daher und ging auf ihn zu.

Er affectirte eine martialische Haltung und hatte den einen Arm in die Seite gestemmt. Sein Gesicht war aufgedunsen und er roch nach Braunwein.

Es war ein ehemaliger Salzarbeiter, den sie zum Militär genommen und der, als er wieder zurückkam, den Bramarbas spielte und zur Arbeit nicht mehr recht taugte.

Im Bergwerk wollten sie ihn nicht haben, und im Orte fürchtete man sich vor ihm; so kam er immer mehr herunter. Zuletzt hatte die Gemeinde, die selbst ohne Mittel und in äußerster Dürftigkeit war, dem gänzlich Subsistenzlosen die Todtenkammer als Quartier angewiesen, und als ein rauher Winter eintrat, hatte man so viel Mitleid gehabt und ihm einen Ofen hineinsetzen lassen. Er hieß Bogerl, der Lokalwitz hatte ihm aber noch den Spitznamen „Unmensch“ beigelegt, den er nicht ohne Behagen annahm.

Bogerl Unmensch stand in dem üblen Ruf, alles Getier, das er erwischen konnte, umzubringen und für seinen Schmaus herzurichten. Es hieß, seine Nahrung koste ihm keinen Kreuzer, denn er esse Katzen und Hunde, aber auch Mäuse und Ratten, von denen es in seinem sonderbaren Wohnorte wimmelte. Er küßte, Arnold begrüßend, den ganz zerrissenen und zerkrümmten Hut.

„Der Herr ist ein Fremder?“ sagte er, sich verbeugend; und sich hierauf selbst vorstellend, „und ich bin halt der Bogerl Unmensch, ein ausgedienter Soldat, nun, das weiß ein jeder Mensch; und ich wohne ganz in der Nähe, und wenn der Herr vielleicht die Kirche anschauen will, oder das Wei — Weinhaus“ — er kam in seiner fallenden Sprache nicht gut über die B hinüber — „so stehe ich immer zu Diensten.“

Arnold fixirte den Vagabunden einen Augenblick, dann fragte er: „Ist Fräulein Barr von hier fortgegangen?“

Bogerl hatte ein vertrauliches Nicken. „Natürlich, die gräßliche Verwandtschaft hat die Elsa gleich nach dem Ve — Begräbniß abgeholt; es war ja für die Herrschaft eine höllische Blä — Blamage, daß er nicht einmal christlich be — begraben worden ist; aber auf unserm Gottesacker werden Heiden nicht zugelassen.“ Er richtete sich gravitätischer in die Höhe und atmete seinen abscheulichen Qualm Arnold ins Gesicht.

Dieser trat angewidert zurück. „Wohin ist der Leichnam gebracht worden?“ „Der Barr hat sich selber die Gruft ausgesucht,“ lachte der Unhold, „da oben am Sebnstein; hoch oben, als wollt er dem Himmel näher sein, hat man ihn eingesenkt; ob der aber die ewige Ruhe findet, die wir andere Christenmenschen zu erwarten haben — hm — hm, ich möchte es be — bezweifeln. Die Villa ist jetzt verschlossen, wenn Sie sie aber von außen zu besichtigen wünschen, mein Herr, ich bin bereit Sie zu führen, wir nehmen eine Plä — Platte.“

„Ich danke Ihnen, ich weiß hier selbst Bescheid.“ „So“ — sagte Bogerl gedehnt. „Sind vielleicht von der Gerichtskommission, die für morgen erwartet wird, sind vielleicht der Herr Rechtsanwalt selber?“

Er machte wieder ein Kompliment, so daß ihm das ungekämte Haar ins Gesicht fiel.

„Die Gerichtskommission wird erwartet, da soll wohl in der Villa das Inventar aufgenommen werden?“ fragte Arnold. Bogerl Unmensch hatte ein behagliches Schnauben.

Er fand sich keiner Gerichtsperson gegenüber und der da wußte von nichts, so konnte er als der Auskunftgebende sich etwas zugute tun.

„Ja wohl, mein Herr, über alles dort Befindliche wird die Inventur aufgenommen; na also — wollen Sie oder wollen Sie nicht? einem ausgedienten Soldaten, wie ich bin, kommts nicht darauf an, ich fahre Sie meinetwegen — umsonst hinüber.“ Er stemmte beide Arme wie Henkeln an seine Seiten und sein aufgedunseltes Gesicht blähte sich noch mehr auf.

Arnold gab ihm eine kleine Silbermünze und sagte kurz: „Da und adieu.“

Bogerl verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, besann sich aber sogleich und das Geld in der Hand hin und her wiegend und es mit einem Auge kritisch beschielend, sagte er frech: „Der Herr wird schon noch etwas dazulegen müssen,

solche Auskunft gibt ihm nicht ein jeder, und überhaupt laß ich mich nicht gern, so mir nichts dir nichts, von der Arbeit aufhalten.“

„Zu deiner Arbeit kommst du noch früh genug, und es liegt nicht in meiner Absicht, dir allzureiches Material dafür zuzuführen.“

Arnold wandte ihm den Rücken.

Bogerl behielt beide Arme in die Seiten gestemmt und sah dem Dahinschreitenden mit einem widerlichen Lächeln nach. „Vor solchen Kerlen graust mir immer,“ grunzte er, sich schüttelnd. „Sie schimpfen einen nicht, wie ein gewöhnlicher aufrichtiger Mensch tut, sie lassen sich aber auch nicht imponiren, man weiß nicht, wie man mit ihnen dran ist.“

Arnold stieg gegen die Lahn hinab. Er hätte gerne mit Georg gesprochen, aber dieser war am Salzberg oben, und so wollte er denn hinüberfahren und das einsame Ufer betreten, das so wehmütig teure Erinnerungen in ihm weckte.

Am Landungsplatze lagen mehrere Boote, er sprang in das erste beste und machte es los.

Nach zwanzig Minuten befand er sich am jenseitigen Ufer. Er fuhr in die Schiffshütte ein und sprang ans Land.

Wie er über die feuchten faulenden Matten dahinschritt, scheuchte er eine Schaar Krähen auf, die krächzend weiter flogen. Er wandte sich der Villa zu.

Ein Gedanke drängte sich ihm auf und begann ihn zu beunruhigen. Morgen sollte hier in der Stille die Inventur aufgenommen werden, würde es ihm gelingen, sein Recht auf das Manuskript geltend zu machen und würde ihm sein geistiges Eigentum sofort zurückgestellt werden? Er bezweifelte es. Eine Amtshandlung würde darüber eingeleitet werden, das Manuskript selbst würde beschlagnahmt und vielleicht bei der Behörde deponirt werden. Im besten Falle würde eine Verzögerung daraus erwachsen, die die Drucklegung auf Monate hinauschieben würde. Er war um die Villa herumgegangen, ungeduldig und erregt. Er kam an die hölzerne Treppe, über welche man von der Rückseite des Hauses nach dem Balkon hinaufstieg, er betrat denselben und kam an den mit Laden geschlossenen Fenstern und an der Tür vorüber. Die Holzgalerie ging um das Haus herum, er machte die Kante mehrmals und stieg dann wieder hinab. Als er an der äußeren Kuchentür stand, die nach dem Felsen zu ging, fiel es ihm auf, daß diese nur aus weichen Brettern bestand, er trat näher und sah, daß das Schloß alt und verrostet und in zerbrockeltes Mauerwerk eingefügt war. Diese Tür mußte dem Drucke einer kräftigen Manneshand nachgeben, und doch verschloß dieselbe Gegenstände von Wert, zunächst sein kostbarstes Eigentum. In nervöser Energie drückte er daran, und was er von der Kraft eines andern befürchtete, die seinige hatte es schon zuwege gebracht: die Tür war offen.

Das Geschick machte ihn doch betroffen, das war Einbruch. Dann mußte er wieder lächeln, sein Arm hatte vollzogen, indes sein Verstand noch unschlüssig mit sich zu Räte ging.

Aber nun wollte er auch allen Vorteil aus dieser raschen Tat ziehen.

Der heftige Wunsch, sich sofort in den Besitz seines Manuskriptes zu setzen, überwog alle weiteren Bedenken.

Der Schlüssel steckte von innen in der kleinen Tür. Er keilte ein Stück Holz in die Mauer und befestigte das Schloß, dann versuchte er die Tür hinter sich zu schließen; es gelang ihm.

Er betrat das einsame verwaiste Haus.

Er durchschritt die Küche, die wohl eingerichtet war und Vorräte aller Art zu bergen schien; er gelangte in das Stiegenhaus und in den ersten Stock. Die Gemächer waren dunkel, die Türen und Fenster fest verschlossen, aber er hatte einen Leuchter aus der Küche mitgenommen und zündete nun die Kerze an. In dem Empfangszimmer fand er noch all die trauliche Anordnung, als wäre es vor einem Augenblick erst verlassen worden. Er schlug eine Portiere zurück und betrat das Arbeitszimmer Barrs.

Auch hier wies alles auf eine kaum beendete Tätigkeit.

Auf dem großen Schreibtische lagen Papiere aller Art umher, Bücher waren aufgeschlagen und mit Zeichen versehen, und in dem großen Bronzegefäß war die Dinte noch nicht vertrocknet.

Eine Vase mit welkenden Blumen stand in einer Ecke und daneben eine Zigarrenkassette, deren Deckel geöffnet war. In einer reizenden silbernen Schale lag noch die abgestreifte Zigarrenasche.

Varr hatte bis zum letzten Augenblick gearbeitet und, seiner Gewohnheit gemäß, dabei geraucht. Alles vergegenwärtigte ihm den Teuren, der hier gewaltet, und es war Arnold, als trüge das weiche Fell, das unter den Tisch gebreitet lag, noch den Abdruck seines Fußes.

Er ließ sich in den weichen Lehnstuhl gleiten, und nachdenklich stützte er den Kopf in die Hand. Das Licht brannte düster; eine tiefe Stille umgab ihn, und doch zugleich ein Odem des Lebens und des geistigen Schaffens. Und kann ein so reiches Geistesleben denn wirklich zugrunde gehen? Nein, was ein Geist gedacht und geschaffen, wirkt fort und fort, und es verkörpert sich die Lehre und wird zur Wirklichkeit.

Arnold legte eine Anzahl Bücher bei Seite und zog ein Schubfach heraus. Es enthielt eine große Anzahl von Schreibbogen, Arnold riß sie an sich, es war sein Manuskript.

In lebhafter Freude drückte er es an seine Brust, gleich einem wiedergefundenen Schatz.

Ein offener Brief lag darin. Arnold durchslog ihn rasch. Er war an ihn gerichtet und enthielt Andeutungen, das Werk betreffend, und zum Schluß die Bitte, Arnold möge gelegentlich seine Aufzeichnungen und Notizen ordnen und zusammenstellen.

Das mußte nun freilich auf geeignetere Zeit verschoben werden.

Er schloß die Schubfächer, steckte hierauf das Manuskript zu sich und kam wieder in das mittlere Zimmer zurück.

Als er an einer Reihe Fauteuils vorüberschritt, fiel ihm ein Damentuch in die Augen, das über einer Lehne hing. Das blonde Mädchen stand mit einemale vor ihm in all seiner Lieblichkeit und in all seinem Schmerz.

Wie weichherzig war dies zarte Geschöpf und welch tiefes Leid mußte ihm diese Trennung von demjenigen gebracht haben, der bisher seine ganze Welt gewesen! Und sie war also fort, und die adelige Verwandtschaft ihrer Mutter war es, die sie hinweg geholt? Unwillkürlich wandten sich seine Augen der Türe zu, die in ihr Zimmer führte, als könnte ihn von dort nähere Aufklärung über ihr Schicksal kommen. Einen Augenblick später hatte er dessen Schwelle überschritten.

Helle Tapeten, kleine zierliche Möbel, ein großer Spiegel und einige Blumenstillleben an den Wänden ließen es ungemein freundlich erscheinen und Arnold fühlte sich unwillkürlich davon beeinflusst. Er lächelte. Es war das erstemal, daß er das Gemach einer jungen Dame betrat. In seinem Leben hatten die Frauen noch keine Rolle gespielt.

Nicht ohne Neugier begann er sich genauer umzusehen, und um sich in diesem Beginnen zu unterstützen, zündete er einen Kandelaber an, der auf dem kleinen Kamin stand.

Auf einer Staffelei in der Nähe des Fensters bemerkte er das Porträt Varrs, ein Brustbild in natürlicher Größe. Es zeigte ihn in der Fülle der Kraft und seiner männlichen Schönheit. Arnold betrachtete es lange. Ein Kranz, aus den verschiedensten Blüten gewunden, hing nun well über dem Rahmen; ein Fauteuil war davor geschoben. Da hatte sie gesessen, wie er, in diese schönen lebendigen Züge gesehen, und sich den Vater in all seiner Vollkommenheit zurückgerufen. Ein kleines feines Sacktuch lag in einer Ecke, er griff darnach; war es nicht feucht von Tränen? Er führte es selbst an seine Augen. Und hier eine volle Rose, sie schien noch jetzt von Duft erfüllt.

Arme Kleine! Die Blume hat ihr Erquickung gebracht, und etwas von der Freude des Daseins.

Er tat einige Schritte im Zimmer auf und nieder, er war in eine ihm unerklärliche Stimmung geraten. Es war, als wäre die Atmosphäre, die ihn umgab, erfüllt von dem Hauche ihres Lebens, und als müsse er darin nachfühlen, was sie hier

gedacht, geträumt und gelitten. Er stand vor dem Kamin, ein kleines aufgeschlagenes Büchlein lag auf dem Gesimse.

Es waren gesammelte Aussprüche der Klassiker des Altertums. Zwei Hexameter waren unterstrichen, er las:

„Sieh, nicht wütest der Sturm durch sämtliche Tage des Jahrs,
Dir auch, glaube mir, wird lachen noch freudlicher Lenz.“

Armes mutiges Kind, es hatte in seinem Schmerz nach Trost gesucht, es wollte in ihm nicht untergehen. Elsa standen keine Träume zu Gebote von einem Wiedersehen im Jenseits, sie hatte nicht diese Markose der Schwachen. Sie hatte nur die Ueberzeugung, daß eine Naturnotwendigkeit, vor der wir uns alle beugen müssen, ihr dieses große Leid gebracht, und sie besaß ihre durch nichts verkümmerte Lebensfreudigkeit, die ihr eingab, dem großen Schmerz auch eine große Kraft entgegen zu setzen. Alles zeugte davon. Sie reagierte gegen diesen Kummer so viel als möglich.

In demselben Büchlein lag eine Visitenkarte.

Gräfin Helene von Falkenstein stand darauf. Es war dies wohl die Verwandte, die hierher gekommen war sie abzuholen. Auf der weißen Seite waren einige Zeilen mit Bleistift flüchtig hingeworfen: „Teure Elsa, deine Tante wünscht dich zu umarmen und deinen Kummer zu teilen.“ Und Elsa war dieser Tante nun wirklich gefolgt? War dies nicht auch natürlich? Das junge Mädchen konnte hier nicht allein bleiben, in dieser Einsamkeit, unter dem Schutze einer alten Dienerin.

Aber die Welt, in die man sie geführt, war aus ihr neuen Elementen zusammengesetzt, sie besaß all die Vorurteile einer buchstabengläubigen Weltanschauung, und Elsa würde vielleicht darunter zu leiden haben. In einiger Erregung schritt er auf und nieder.

Elsa war majorenn, sie konnte dieser Welt entfliehen, wenn sie ihr nicht behagte, und niemand würde ein Recht haben, sie darin festzuhalten. Der Vater hatte diesen Fall vorausgesehen und sein Kind nach Möglichkeit davor zu sichern gewußt. Jede Intervention von seiner Seite schien ihm unberechtigt und wohl auch überflüssig, niemand hatte ihn dazu autorisiert, nicht Varr, nicht Elsa selbst, und doch wäre er ihr als ein Freund so gerne zur Seite gestanden.

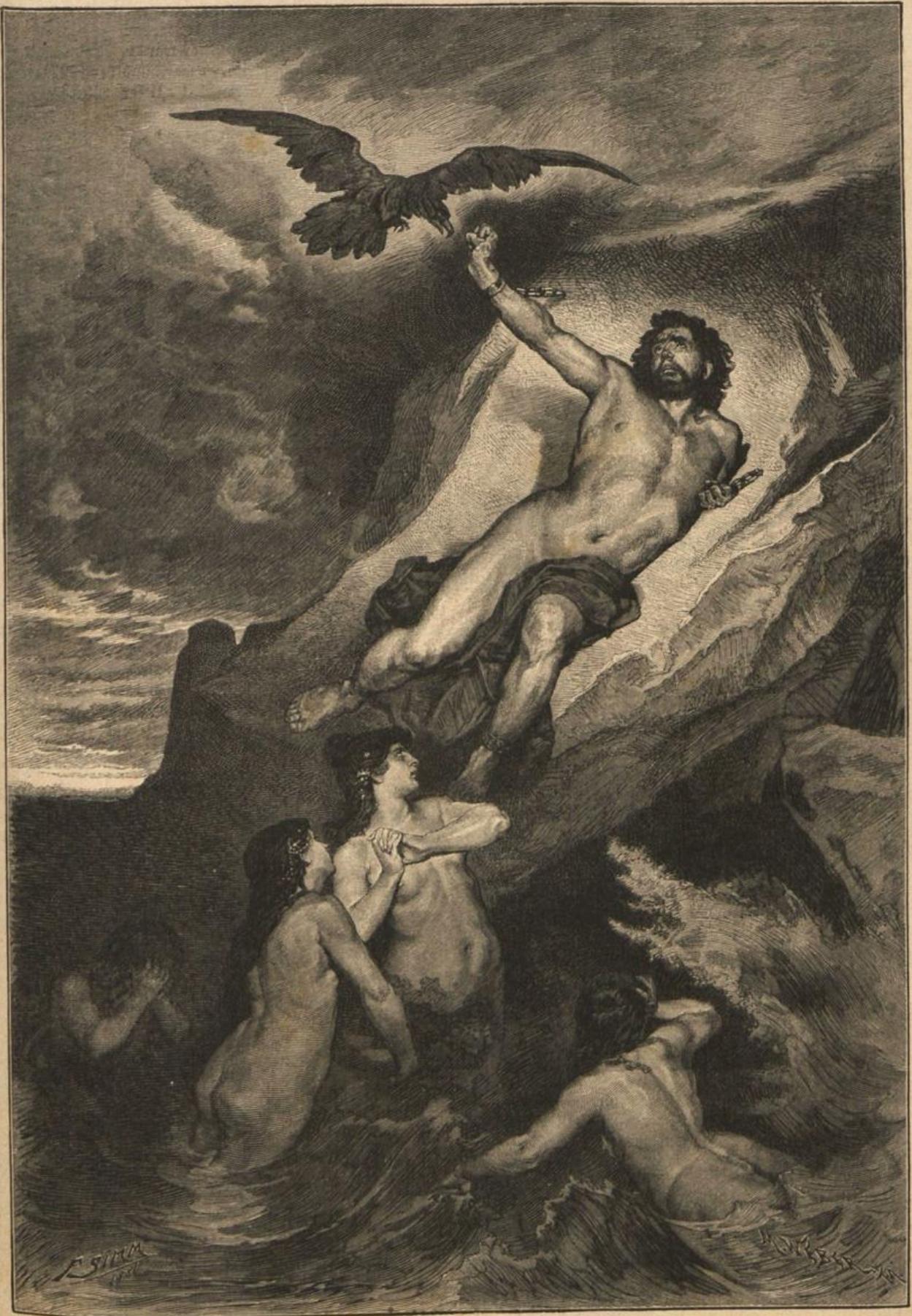
Er bemerkte einen dunkelfarbigen Mantel, der über den Tisch geworfen war, ein einfacher Strohhut lag daneben. Offenbar hatte sie diese Kleider anlegen wollen und die Tante hatte ihr dies nicht gestattet, da sie nicht die einer vorschriftsmäßigen Trauer waren. Aber Elsa wußte ja nichts von dieser jüdisch-christlichen Askese, von dieser Religion des Leidens, die die Schmerzen dieser Welt noch zu vergrößern sucht, um so des ewigen Lebens würdig zu erscheinen. Ihr Schmerz um den Vater hatte nach äußerlichen Zeichen der Trauer nicht begehrt, und sie hatte nicht in berechneter Koletterie nach dem interessanten Schwarz gegriffen, um ihre Blässe hervortreten und sie noch unglücklicher erscheinen zu lassen; aber die vorsorgliche Gräfin hatte wohl, um der Sitte genug zu tun und den Gläubigen kein Aergernis zu geben, die Trauertoilette gleich mitgebracht.

Arnold schob den Mantel etwas bei Seite und ein satylisches Lächeln trat auf seine Lippen, als er die Gegenstände, die darunter lagen und die seine Vermutung bestätigten, näher betrachtete. Hier war ein großer schwarzer Fächer und daneben ein geöffnetes Etui, in dem ein vollständiger Trauerschmuck sich befand.

„Die Frivolität in der Askese,“ murmelte er. „Aber so will es die heuchlerische Mode unserer Zeit, in der alles für den Schein berechnet ist, und in der sogar dem natürlichsten und wahrsten Schmerz noch ein Mäntelchen umgehungen wird, um die Blicke aller auf sich zu ziehen, ihn dem heuchlerischen Mitleid preiszugeben und ihm so jede Würde zu rauben.“

Aber Elsa hatte diese Dinge zurückgewiesen.

Sie hatte das Anlegen schwarzer Ohrringe und schwarzer Armbänder nicht als einen Akt der Pietät aufgefaßt. Dazu war sie zu natürlich, zu unverdorben, aber sie hatte durch dieses Zurückweisen ihre Selbständigkeit bewiesen, und daß sie hinlängliche Energie besaß, um sie zu wahren.



Der gefesselte Prometheus. (Seite 98.)

Freske von Franz Simm im Treppenhause des kaukasischen Museums in Tiflis.

Das blonde Mädchen war kein Kind mehr.
Dieser Gedanke schien ihm alle Beruhigung zu geben.
Er verließ das Zimmer und die Villa.

Sorgfältig verschloß er die Thür von außen; er hatte ihr die vorige Festigkeit wieder gegeben, und schob den Schlüssel in seine Tasche. Es war dunkle Nacht geworden, Nebel lagen über dem See und kaum vermochte er die Landungsstelle wiederzufinden.

Erst spät des Nachts erreichte er Solenbad.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach der Residenz.

Er begab sich in das Hotel, das er in vorhinein für seinen Aufenthalt bezeichnet, und schrieb hier einen Brief an Fräulein Barr, worin er ihr das Geschehene mitteilte und sie bat, ihm sein eigenmächtiges Eingreifen zu verzeihen. Er sagte ihr, daß er sofort nach London zurückkehren und daß die Fertigstellung und Herausgabe seines Werkes seine ganze Tätigkeit in Anspruch nehmen werde. Sobald dies geschehen, werde er hierher zurückkehren. Dann hoffte er sie wiederzusehen, und er bat sie, ihn jederzeit als ihren treuesten und ergebensten Freund zu betrachten. Er begab sich mit diesem Schreiben zu dem Rechtsanwalte, um es ihm zur Beforgung zu übergeben. In der Kanzlei erfuhr er, daß derselbe vor einer Stunde nach Ammsee abgereist sei. Er erfuhr zugleich die Adresse Elsas und daß Gräfin Falkenau die Schwester von deren Mutter und eine noch junge Dame von vollendeter Liebenswürdigkeit sei, so daß der Aufenthalt in ihrem Hause als der passendste und zugleich angenehmste für Fräulein Barr angesehen werden müsse.

Als Arnold in sein Hotel zurückkehrte, wurde ihm ein Schreiben übergeben, das den hiesigen Poststempel trug. Es war nach London adressirt und dem Adressaten nachgeschickt worden.

Der Brief kam von Baron Rheintal; er war schwarz umrändert und trug ein schwarzes Siegel.

Dieses äußerliche Zeichen der Trauer hatte ihn jedoch keineswegs zu beunruhigen vermocht, es war länger als ein Jahr, daß die Gattin seines Vaters gestorben war, und der Inhalt des Briefes trug keineswegs den Stempel trostloser Witwerschaft, er war übermütig heiter, ja burleskos. Der Baron wünschte, daß Arnolds Reisen ihren vorläufigen Abschluß fänden und daß er hierher zurückkehre.

„Ich habe Pläne mit dir, mein Lieber,“ schrieb er ihm, „du sollst in meinem Hause wohnen, nichts steht dem im Wege. Ich lasse einige Appartements für dich einrichten und wir werden dann à deux ein stotches Garçonleben führen. — Mache rasch deine Abschiedsvisite und komm. Zu Anfang der Saison möchte ich dich hier haben, sie verspricht glänzend zu werden. Ein Caroussel im Kostüm, lebende Bilder und einige Proverbes sind schon jetzt projektirt. Alle meine Talente werden dafür in Anspruch genommen. Dann kommt noch die Politik und manches andere hinzu. Du sollst mir ein wenig beistehen, mein Freund. Apropos, Lord B. hat mir viel Liebenswürdigen über dich geschrieben, er bedauert nur, daß du in den Büchern so selten zu sehen bist. Was treibst du denn, du Schlingel? — Einsteilen mache ich für dich hier Reklame.“

Arnold überlegte einen Augenblick, dann legte er den Brief in sein Portefeuille und befahl den Wagen.

Er konnte dem Wunsche des Barons in diesem Augenblick nicht Folge leisten. Er hatte Ernstes übernommen und wollte es ausführen.

Er fuhr nach dem Bahnhof und löste eine Karte nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Winterleben der Tiere.

(Hören, Mausern, Farbenveränderungen, Winterschlaf, Wanderungen.)

Von Realschullehrer Otto Lehmann.

(Schluß.)

Der Umstand, daß die bezeichneten Farbenveränderungen Tieren eigen ist, welche kalte Erdgegenden bewohnen, muß uns zu dem Schlusse führen, daß der Wärmegrad einen Einfluß darauf ausübt. Der langsame Fortschritt dieser Veränderungen in einem milden Herbst und die unvollkommene Umwandlung in einem gelinden Winter bestätigen jene Voraussetzung. Ueberdies wird die Veränderung bei manchen Tieren, wie bei dem Taucherhuhn, in gemäßigten Zonen nie, sondern nur im äußersten Norden vollständig. Die Verteilung der Farbe in dem Tierreiche scheint im allgemeinen einem und demselben Gesetze zu folgen. Tiefe und glänzende Farben sind vorherrschend, während sie unter kälteren Himmelsstrichen blaß und matt werden. Die Kälte scheint die Tätigkeit der Gefäße zu vermindern, welche den färbenden Stoff absondern, und wenn sie heftig wird, diese Tätigkeit gänzlich zu hemmen. — Ueber den natürlichen Zweck jener Farbenveränderungen nach dem Wechsel der Jahreszeiten hat man manche Vermutungen aufgestellt. Die oft ausgesprochene Meinung, daß die Farbenveränderung die Tiere im Winter gegen ihre Feinde schützen solle, könnten zwar der Berg-Hasen und das Schneehuhn für sich anführen, die sich auf dem schneebedeckten Boden vor den Raubvögeln verbergen würden, aber dem kühnen und behenden Hermelin müßten sie dann desto leichter zur Beute werden, und den im Winter gesleckten Vögeln kann die Farbenveränderung keinen Schutz geben. Der eigentliche Zweck dieser Natureinrichtung scheint darin zu liegen, daß die weiße Bekleidung jener Tiere besser geeignet ist, die in dem Körper entwickelte Wärme zusammenzuhalten als eine dunkel gefärbte, die mehr Wärme ausstrahlt und daher die Lebenswärme vermindert. Die Veränderung in der Dichtigkeit und Farbe der Hautbedeckung der Tiere ist geeignet, ihre innere Wärme in den verschiedenen Jahreszeiten gleichmäßig machen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem tierischen Leben ist der Winterschlaf, der eine der geheimnisvollsten erhaltenden Vorkehrungen der Natur ist. Es gibt nämlich mehrere Tiere, welche außer der täglichen Ruhezeit einer jährlich einige Monate dauernden Untätigkeit bedürfen, um in der übrigen Zeit des Jahres die Beschwerden des Lebens ertragen zu können. Betrachten wir zuerst die Erscheinungen, welche in diesem Zustande hervortreten und nach den Tierklassen verschieden sind. Bei den Pflanzen ist der Winterschlaf Regel, bei den Tieren aber erscheint er nicht so allgemein und besteht darin, daß sie die Winterzeit in der Verborgenheit und mit Unterbrechung der Sinnentätigkeit, der willkürlichen Bewegung und der Ernährung zubringen. Im schärfsten Gegensatze zeigen sich in dieser Beziehung die Vögel und Amphibien, da bei jenen der Winterschlaf in der Regel gar nicht erscheint, bei diesen aber allgemein ist. In den übrigen Tierklassen ist nur einzelnen Gattungen dieser Zustand eigen. Unter den Weichtieren (Mollusken) schlafen z. B. die Schnecken, während andere auch unter dem Eise wachen; unter den Insekten erstarren die meisten in ihren Nestern, wie die Bienen in ihren Köben. Mehrere Süßwasser- und See-fische erstarren im Winter. Unter den Säugetieren sind dem Winterschlaf mehrere nächtliche Tiere bei den Handflüglern unterworfen, z. B. die Fledermäuse, einige Insektenfresser; besonders aber mehrere Nagetiere, z. B. der Hamster, das Eichhörnchen, die Haselmaus. Der Winterschlaf besteht teils in einem tiefen, den ganzen Winter fortdauernden Schlafe, wie bei den in der Erde lebenden Insekten und dem Murmeltiere, teils in einem von Zeit zu Zeit unterbrochenen Schlafe, wie bei mehreren in der Luft lebenden Insekten, die bei mildem Wetter erwachen und herumfliegen, oder bei den Igel, den Hasel- und

Fledermäusen, die bei jedem Tauwetter erwachen und wieder zur Ruhe gehen, teils aber ist es nur ein Vorherrschendes des Schlafes, indem das Tier in seinem Lager den größten Teil des Winters schlafend zubringt, und gar keine oder nur wenig Nahrung genießt, z. B. der Dachs, der Viber. — Die Nahrung der Winterschläfer ist sehr verschieden nach den Klassen, zu welchen diese Tiere gehören; so lebt die Fledermaus von Insekten, der Igel von Würmern, Schnecken, der Hamster und das Murmeltier von Pflanzenteilen. Der Winterschlaf beginnt bei mehreren Insekten mit dem ersten Froste, bei andern früher; gewöhnlich suchen die Winterschläfer ihren Ruheplatz, wenn das Thermometer um den Eispunkt steht, im allgemeinen zu der Zeit, wo es ihnen schwierig wird, sich Nahrung zu verschaffen. Bei den Insekten und bei dem Hamster währt der Winterschlaf vier bis fünf Monate, bei mehreren Schnecken und Landschildkröten, bei dem Murmeltier und der Haselmaus länger. Die Zeit des Erwachens fällt meist in den März oder April, wo die Nahrung wieder häufiger wird. — Das Winterlager ist nach den Gewohnheiten der Tiere verschieden. Luftinsekten leben unter Laub, Wurzeln oder Steinen, in hohlen Bäumen oder Mauerspalten, Wasserkäfer im Schlamm, Wasserschnecken in der Tiefe des Wassers oder im Schlamm, Laubschnecken unter Moos und Laub, andere in Erdlöchern, mit der Öffnung ihres Gehäuses nach oben; die Fische im Schlamm, Seefische in der Nähe der Klüfte, Landschildkröten in Erdgruben. Das Murmeltier gräbt an der südlichen oder westlichen Seite des Gebirges etwa zwei Meter tiefe, wie ein Backofen gewölbte Erdhöhlen, zu deren Eingange ein langer Gang führt. Das Ziesel hat eine länglich runde, mit Heu ausgefüllte Höhle, deren Eingang es verschüttet, während es einen andern Gang bis dicht an die Oberfläche anlegt, wo es sich nach dem Erwachen vollends durchgräbt. Alle Winterschläfer suchen einen Ruheplatz, wo sie, entfernt von ihren Feinden und gegen Abwechslung von Kälte und Wärme geschützt, ungestört schlafen können. Die meisten Insekten liegen einsam in ihrem Winterschlaf, andere ruhen gefellig und aneinander geschmiegt, und zwar nicht bloß solche, die im Sommer gefellig leben. Die meisten Amphibien leben einsam im Winterlager, wiewohl viele Schlangen sich haufenweise beisammen legen, und ebenso hat bei manchen Säugetieren, z. B. den Zieseln, jedes seine eigene Höhle, während gewöhnlich fünf bis sechs Murmeltiere in einer Höhle liegen. Wenn die Winterschläfer sich in ihren Ruheort zurückziehen, nehmen sie gewöhnlich eine besondere Lage ein und versehen sich auch wohl vorher mit einem kleinen Vorrat von Lebensmitteln. Mehrere Insekten liegen wie im Puppenzustande, und ziehen Füße und Fühlhörner an den Leib; einige Käfer rollen sich wie Schlangen zusammen; Schalschnecken verschließen die Öffnung des Gehäuses mit einer Schleimschicht, die zu einem dünnen hornartigen Dedel verhärtet; die Fledermaus wickelt sich in ihre Flughaut und hängt sich mit ihren Krallen an die Decke ihrer Höhle oder an die Mauern alter Gebäude, eine Lage, die sie auch bei ihrem Schlaf einnimmt; viele Säugetiere rollen sich wie eine Kugel zusammen und ziehen die Gliedmaßen unter den hohlen Leib, wie das Murmeltier und der Dachs, die ihre Schnauze gegen den After drücken und die Augen verschließen.

Wenn die Winterschläfer in diesen Schlaf verfallen, vermindert sich allmählich die Tätigkeit des tierischen Lebens. So wird z. B. der Igel schon im November träge und schläft vierundzwanzig Stunden nacheinander, dann wochenlang, bis er gegen Weihnachten in ununterbrochenen Schlaf fällt. Bei vollkommenem Winterschlaf verliert sich die Sinnesfähigkeit; so bei dem Murmeltiere, dessen Auge für das Licht unempfindlich ist; so bei den Fledermäusen, die oft selbst durch einen Flintenschuß nicht geweckt werden konnten. Das Gemeingefühl ist stumpf geworden, daher merkt man bei Insekten bei bedeutenden Verlesungen nur ein leises Zucken, bei höherer Kälte gänzliche Gefühllosigkeit, und das Murmeltier kann wie eine Kugel auf der Erde gerollt und geworfen werden, ohne zu erwachen, ja es ist selbst gegen tiefe Wunden wenig empfindlich, und bei

elektrischen Schlägen streckt es sich, öffnet die Augen, erwacht aber nicht; nur durch fortgesetztes Galvanisiren wird es völlig geweckt. Die Glieder der Insekten werden so starr, daß sie eher brechen als sich biegen lassen. Bei den Säugetieren sind die Muskeln stark zusammengezogen, und ein mit Gewalt auseinandergerolltes Murmeltier kugelt sich von selbst wieder zusammen. Der italienische Naturforscher Mangili fand, daß bei den wachenden Murmeltieren, wenn er ihnen den Kopf abschneidet, der Herzschlag fünfzig Minuten, bei schlafenden drei Stunden dauerte. Während des Winterschlafs hört das Nahrungsbedürfnis auf, die Verdauung steht still, und erst bei dem Erwachen erfolgt eine Darmentleerung. Man fand bei schlafenden Murmeltieren Magen und Därme verengt, den Mastdarm mit einem dem sogenannten Rindspech ähnlichen Kote angefüllt und in der Gallenblase eine graugrüne, wenig bittere Masse. Diejenigen Tiere, welche sich Vorräte einsammeln, zehren davon vor und nach dem Winterschlaf, andere aber, z. B. die Haselmaus und der Igel, werden, wie es scheint, von Zeit zu Zeit durch Hunger geweckt, und zehren dann von ihren Vorräten. Bei dem Erwachen sind die Tiere halb betäubt. Insekten, die an warmen Wintertagen aufleben, zeigen sich stumpfsinnig. Der erwachende Hamster streckt sich, öffnet den Mund, stößt kurrende Töne aus, öffnet endlich blinzeln die Augen und versucht es, sich auf die Beine zu stellen, aber seine Bewegungen sind unsicher und er taumelt, bis er nach wiederholten Anstrengungen den Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt. Diese Veränderungen mögen unmerklich vorgehen, wenn das Tier in seiner Höhle bleibt, wo es die Unannehmlichkeiten nicht fühlt, die mit einer gewaltsamen Erweckung unter den Händen beobachtender Naturforscher verbunden sind.

In den Lebenstätigkeiten der Winterschläfer zeigen sich merkwürdige Veränderungen, die besonders die Erzeugung der innern Wärme, das Atmen und den Blutumlauf treffen. Der Herzschlag vermindert sich, und sinkt z. B. bei der Fledermaus auf ein Viertel, bei dem Murmeltiere auf ein Neuntel gegen den wachenden Zustand. Bei dem Hamster ist der Blutumlauf so langsam, daß das Herz in einer Minute nur fünfzehnmal schlägt, während man bei dem wachenden Tiere hundertfünfzig Schläge zählt. Noch langsamer wird der Blutumlauf bei der Haselmaus, bei welcher man im wachen Zustande die Pulschläge kaum zählen kann, wogegen sie im Winterschlaf endlich auf sechzehn in einer Minute herabgehen. Im tiefsten Winterschlaf ist kaum Atmen zu bemerken, und erst unter dem Einflusse von fünfzehn Grad Wärme trat es bei einem Murmeltier ein. Zuweilen erfolgt die Atmungsbewegung unmerklich, wenn man das Tier an die freie Luft bringt. Bei dem Igel erfolgen dreißig bis fünfunddreißig Atemzüge nach vierstündigen Pausen. Aber auch das Bedürfnis des Atems ist während des Winterschlafes geringer. Beobachtungen haben gezeigt, daß schlafende Insekten nicht leicht ersticken, und die Fledermäuse selbst dann nicht, wenn sie einige Minuten lang unter Wasser gehalten werden. Die Lungen schlafender Murmeltiere sind zusammengefallen und enthalten wenig Luft, während in den Gefäßen derselben viel Blut ist. Bei den Insekten ist der Nahrungsaft, der die Organe umgibt, während des Winterschlafes dicker und nimmt später ab. Bei den schlafenden Säugetieren enthält das Blut viel wässerige Teile und wenig feste Stoffe. Die Wärmeerzeugung vermindert sich, doch ist diese Verminderung nicht bei allen Säugetieren gleich. Gewöhnlich sinkt die Lebenswärme sehr tief. Aus Vergleichen des Zustandes dieser Tiere im Wachen und im Winterschlaf ergab sich, daß die Wärme in der Brusthöhle und in der Bauchhöhle bei dem Murmeltiere von 30 auf 4, bei der Haselmaus von 29½ auf 3½ Grad sank. Nach anderen Beobachtungen war die innere Lebenswärme im Winterschlaf niedriger als die Luft innerhalb der Höhlen, wo die Tiere ruhten, doch war diese um einige Grade höher als die äußere Luft. Die Winterschläfer nehmen an Gewicht ab. Ein Murmeltier verlor nach Mangilis Beobachtungen binnen zwei Monaten zwei Unzen an Gewicht, eine Fledermaus nach einem andern Beobachter in drei Wochen 1/32 ihres Gewichts.

Aus diesen Erscheinungen ergibt sich, daß bei dem Winterschlaf hauptsächlich der Zustand der Sinnthätigkeit Veränderungen erleidet. Der Schlaf beginnt mit Empfindungen, die das Tier veranlassen, sich in die Verborgenheit zurückzuziehen. Das tierische Leben tritt von der Oberfläche zurück. Zuerst nimmt das Atmen ab und dadurch vermindert sich der Blutumlauf und die Wärmezeugung. Beim Erwachen treten Atmen, Blutumlauf und Wärmezeugung nur allmählich in den regelmäßigen Zustand zurück, und zwar um so später, je tiefer der Schlaf war.

Die bedingenden Ursachen dieser Erscheinung liegen zunächst in dem Umstande, daß die äußere Welt in einer bestimmten Zeit die zur Erhaltung des tierischen Lebens nötigen Mittel versagt. Das Tier wird dann in einen Zustand versetzt, in welchem es, ungeachtet jenes Mangels, sein Leben zu erhalten vermag. Der Winterschlaf soll aber auch gegen die ungünstige Luftbeschaffenheit der Jahreszeit schützen. Die Winterschläfer sind sehr empfindlich gegen Kälte; der Igel z. B. erstarrt und stirbt, wenn man ihn einer Kälte von acht Grad aussetzt. — Wie wirken nun diese Umstände, die die Erscheinungen des Winterschlafs herbeiführen? Die Triebe des Tieres sind erloschen, und es zieht sich zurück, weil die Außenwelt ihm nichts mehr darbietet; es sehnt sich nach Ruhe, weil es nach halbjähriger Fütterung gestättigt ist. Das Fett, als Ueberfluß an bildender Tätigkeit, kündigt die Befriedigung des Nahrungstriebes an. Bei vielen Winterschläfern hat es sich so reichlich abgelagert, daß es die Eingeweide der Bauchhöhle ganz einfüllt, und die Brusthöhle ausfüllt. Es veranlaßt die Schläfrigkeit des gestättigten und befriedigten Tieres und trägt mit andern Umständen, z. B. der gekrümmten Lage, dazu bei, den Raum für die Lungen zu beschränken, wodurch das Atmen vermindert wird. Das Blut bleibt größtenteils in den Aderstämmen, und es findet nicht mehr ein vollständiger Kreislauf statt. Während indes in diesem Zustande die bildenden Lebenstätigkeiten fort dauern, entwickelt sich in der Ruhe allmählich eine neue Empfänglichkeit für Eindrücke. Die Trägheit weicht, Muskeln und Nerven wirken lebhafter aufeinander, nach der Zersetzung des Fettes wird die Lungentätigkeit freier und durch das vermehrte Atmen mehr rotes Blut gebildet, welches das Gehirn zu erregen vermag. Zugleich treten Umstände ein, die das Gemeingefühl beleben. Das Bedürfnis der Nahrung erwacht, und so erhebt sich das Tier zu neuer Tätigkeit gerade in der Zeit, wo die Außenwelt die Befriedigung seiner Triebe begünstigt.

Die Veränderungen in dem winterlichen tierischen Leben, welche wir bis jetzt besprochen haben, sind weit häufiger als das Vorkommen solcher Tiere, die bei der Annäherung des Winters den Ueberfluß des Herbstes einsammeln, um sich für den Winter hinlängliche Nahrung zu sichern. Alle Tiere, die diese Gewohnheit haben, leben von Pflanzen und gehören fast ohne Ausnahme zu den Nagetieren, obgleich nicht alle Tiere dieser Familie Vorräte sammeln. Außer dem Biber und Hamster, die alle Tiere dieser Art an Betriebbarkeit und Sorgfalt im Einsammeln und Aufbewahren übertreffen, gehört vorzüglich das Eichhörnchen hierher, das sein Winterlager unter den größten Ästen alter Bäume, oder in hohlen Baumstämmen wählt, sich eine Vorratskammer anlegt und sie mit Eicheln, Nüssen und andern Früchten anfüllt. Diese Vorräte werden nicht eher berührt, bis die rauhere Jahreszeit das Tier abhält, seine Nahrung zu suchen. Alle zur Familie der Mäuse gehörenden Tiere scheinen Vorräte einzusammeln, selbst die Hausmaus und die Ratte, vorzüglich aber die Feldmaus. Unter den Vögeln, Amphibien und Fischen, sowie unter den niedern Tierklassen findet man keine Beispiele dieser Fürsorge für den Winter, unter den Insekten aber ist vorzüglich die Biene zu nennen.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sind die Wanderungen mehrerer Tierarten gewesen; namentlich verdienen in dieser Hinsicht die Vögel Beachtung. Wir kennen nur wenige Umstände in Beziehung auf die Wanderungen vierfüßiger Tiere. Einige Arten haben diese Gewohnheit. In Italien zieht die dort häufig vorkommende gemeine Fledermaus bei dem Eintritt

des Winters südwärts und findet sich nirgend in Höhlen im Zustande der Erstarrung. Die Nachtfledermaus hingegen kommt jährlich im Winter dort an und bringt den Sommer in nördlichen Gegenden zu. Mehrere wiederkehrende Tiere verändern ihren Aufenthalt nach den Jahreszeiten, wie der Hirsch und das Reh bei der Annäherung des Winters die Alpen verlassen und Schutz in ebenen Gegenden suchen. So gehen auch die Gemsen vor dem Winter in die Täler hinab, um im Sommer wieder nach dem Hochgebirge zu ziehen, und der Steinbock wendet sich nach der Südseite der Gebirge, während er sich im Sommer an der Nordseite aufhält. Ausgedehntere Wanderungen machen besonders die Robben. Sie verändern ihren Aufenthalt, um sichere Plätze für ihre Brut zu suchen; der gemeine Seehund aber macht regelmäßige Wanderungen, um Nahrung zu finden. Die grönländischen Robben scheinen im Winter gemäßigtere Gegenden aufzusuchen, und kommen jährlich im Dezember in die Gegend von Island, wo sie bis zum Mai etwa verbleiben.

Die Wanderungen der Vögel sind seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand allgemeiner Beobachtungen gewesen, aber obgleich wir viele wichtige Tatsachen kennen, so ist doch das Feld der Beobachtung noch keineswegs erschöpft.

Die Zugvögel zerfallen in solche, welche im Frühlinge in den gemäßigten Gegenden ankommen und im Herbst sie wieder verlassen, die Sommerzugvögel, und in solche, die im Herbst eintreffen und im Frühling wegziehen, die Winterzugvögel. Die Zeit der Ankunft und des Wegziehens ist jedoch keineswegs in derselben Gruppe gleich; ja nicht einmal bei derselben Art tritt sie immer zur gleichen Zeit ein. Zuweilen beträgt der Unterschied in einem Jahr gegen das andere 8 bis 30 Tage, und es ist klar, daß dies von Umständen abhängt, die sich selbst der gewöhnlichen Beobachtung darlegen. Kälte verzögert die Ankunft der Frühlingsboten und die frühe Ankunft der winterlichen Zugvögel deutet auf einen frühzeitigen Winter. Auch die Wanderung der Vögel geht mehr aus einem Vorgefühl der künftigen, als aus einem Gefühl der gegenwärtigen Temperatur hervor. Sie suchen mildere Gegenden auf, in welchen sie ihre Nahrung in reichlichem Maße finden und gegen die Kälte der nördlichen Gegenden geschützt sind.

Ehe die Zugvögel wegziehen, pflegen sie sich zu versammeln. Man bemerkt das namentlich bei den Schwalben, die sich zu großen Zügen vereinigen. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen, scheint ihnen einen Kampf zu kosten; sie sind in großer Unruhe, einige sitzen lange wie unschlüssig, und einzelne, die den Flug versucht haben, kehren zurück, wenn die andern ihnen nicht nachfolgen. Die Störche fliegen mehrmals eine kurze Strecke und kehren wieder zurück, bis sie endlich ganz wegbleiben. Interessant ist es, die Ordnung zu beobachten, mit welcher sich einige Vögel beim Wegziehen sammeln. Die wilden Gänse z. B. bilden zwei Reihen, die sich vorn in einen spitzen Winkel vereinigen, wo der Führer des Zuges die Luft durchschneidet und wenn er müde ist, dem nächsten in der Reihe seinen Platz überläßt. Können sie mit günstigem Winde ziehen, so ist dies ein Vorteil, wo nicht, so laviren sie, so gut sie können, den Widerstand zu überwinden. Es gibt einige Zugvögel, welche, so weit unsere Beobachtungen reichen, nie in Gesellschaft wegziehen. Es ist merkwürdig, daß bei vielen Zugvögeln die Männchen einige Tage vor den Weibchen erscheinen. Die meisten Vögel ziehen am Tage; die Lerchen nur in den Morgenstunden und zuweilen auch noch am Abend eine Strecke. Viele aber ziehen vorzüglich in der Nacht, z. B. die Wachteln, Fischreiher, Kraniche, wilde Enten, mehrere von Insekten lebende Vögel, besonders in hellen Nächten.

Man hat oft gefragt, wie die Zugvögel auf ihren Reisen so lange fliegen können, ohne öfters hinlängliche Nahrung zu finden. Die Schwierigkeit aber hebt sich, wenn man an die außerordentliche Schnelligkeit des Fluges der Vögel denkt. Viele Vögel legen in einer Stunde über zwanzig Meilen zurück. Es ist es bekannt, daß ein Falke Heinrich IV. aus Fontainebleau wegslog und vierundzwanzig Stunden später in Malta ankam, eine Entfernung von mehr als dreihundert Meilen. Dessen

jedoch werden die Zugvögel auf ihren Wanderungen von Stürmen ergriffen und von dem Winde fortgeführt, den sie sonst mit bewunderungswürdigem Instinkt verfolgen. Sie werden dann zuweilen weit verschlagen, oder ganz erschöpft auf dem Meere gefunden, wo sie sich an das Takelwerk der Schiffe hängen. Leider erliegen auch viele den Strapazen, noch mehr werden aber von den Bewohnern der südlichen Landstriche und namentlich der Inseln, wo sich die Vögel zum Ausruhen niederlassen, gefangen.

Die Ursachen dieser Wanderungen können nur in einem mächtigen Triebe liegen, der die Vögel zwingt, die Felsen, wo sie ausgebrütet wurden, die Wälder, wo sie aufwuchsen, zu verlassen und eine gefährliche Reise in entferntere Gegenden zu unternehmen. Das Verlangen, sich hinlänglich Nahrung und

gleichmäßige Wärme zu verschaffen, ist ohne Zweifel die nächste Ursache dieser Erscheinung. Mehrere Sommervögel im nördlichen Europa können nur während der Monate, wo sie dort bleiben, Nahrung finden. Meist von Insekten und Pflanzenteilen lebend, müssen sie ihren Wohnplatz verändern und am Ende des Sommers wärmere Gegenden aufsuchen, um ihr Leben zu fristen. Ebenso mächtig wirkt aber auch das Bedürfnis, den zu ihren Lebensbedingungen gehörigen Grad von Luftwärme zu finden.

Steigen wir zu den niedern Tierklassen hinab, so finden wir den Wandertrieb immer seltener, da diese Tiere zu wenig Bewegungskraft haben, ihre Wohnplätze zu wechseln; und wenn das Bedürfnis eintritt, sich gegen Winterkälte zu schützen, so versetzt sie die Natur in den Zustand der Erstarrung.

Zur Geschichte der Schreckenszeit.

Von Wilhelm Bloß.

Schon früher haben wir in diesen Blättern*) zu zeigen versucht, daß die Schreckensherrschaft der Jakobiner es gewesen ist, welche während der großen französischen Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Boden für den Staatsstreich und für die Militärdiktatur des ersten Napoleon geebnet hat. Wir zeigten, daß eine Regierung, die ihre politischen Gegner durch Massenhinrichtungen auszurotten trachtet, damit nur die Anzahl ihrer Feinde verzehnfacht, indem sie die Anhänger, Freunde und Familien der Hingerichteten in Schmhänger, Trauer und Wut versetzt und so ihre eigene Stellung untergräbt. Es hat Regierungen gegeben, die durch eine große Mezelei ihre Gegner zu vertilgen suchten, wie die Regierung Karls IX. die Hugenotten durch die Bartholomäusnacht auf immer aus der Welt schaffen wollte. Sie erreichte so wenig ihren Zweck, als die Vertreter des Schreckenssystems, die durch langandauernde blutige Verfolgung jeder anderen politischen Gesinnung als der herrschenden zu einem vollständigen Triumph zu gelangen suchten.

Bei näherer Betrachtung schwinden in der That die angeblichen großen Verdienste des Schreckenssystems immer mehr. Man findet, daß von den eigentlichen Reformarbeiten, soweit solche während jener Zeit vollbracht wurden, nur die wenigsten von den eigentlichen Repräsentanten des Schreckenssystems ausgehen. Auch die Behauptung, Frankreich sei nur durch den Schrecken vor den Angriffen der verbündeten europäischen Mächte gerettet worden, ist unhaltbar. Republikanische Begeisterung und militärisches Genie bewirkten diese Rettung. Wird man behaupten wollen, daß Fouquier-Tinville, als Ankläger am Revolutionstribunal, mehr dazu beigetragen hat, den Angriff der verbündeten Mächte abzuschlagen, als etwa Carnot, welcher die Heere der verbündeten Mächte durch die von ihm organisierten Massen erdrückte? Ohnehin siegte Frankreich in späteren Kriegen über die verbündeten Mächte auch ohne Schreckenssystem.

Was bezweckte das Schreckenssystem? Den der Schreckensregierung feindlichen Parteien Furcht und Schrecken einzujagen. Die Anhänger der feindlichen Parteien befanden sich in der Majorität; man mußte also der gesammten Volksmasse Schrecken und Furcht einzuschüßen versuchen und erzog dadurch das Volk zur — Knechtschaft, nicht aber zur Freiheit, die dabei eine Phrase blieb.

Die antiken Demokratien wußten in ihrer Glanzzeit von diesem Mittel, das Vaterland zu verteidigen, nichts. Man hat nicht gehört, daß die Griechen gegen ihre Staatsbürger ein Schreckenssystem anwendeten, als sie von den Persern angegriffen wurden, so wenig als die Römer es beim Einfall Hannibals taten. Erst als jene Gemeinwesen angefaßt waren und eine

Beute von Demagogen und Tyrannen wurden, versiel man auf das Mittel der Schreckensherrschaft. Und es gab damals auch Verräter und Feinde der Regierungen sowohl wie der bestehenden Staatsformen.

Das System, welches durch die französische Revolution gestürzt wurde, der Feudalismus, hat zweifellos noch viel mehr Verbrechen aufzuweisen, als die Schreckensherrschaft; der gewissenhafte Geschichtsforscher aber kann hierin keinen Grund finden, die Ausschreitungen jenes demokratisch angestrichenen Liberalismus, welcher Frankreich in der Schreckenszeit regierte, zu entschuldigen oder zu beschönigen. Es wird sich auch nachweisen lassen, daß die eigentliche Volksmasse keineswegs mit dem Schreckenssystem sympathisirte, und daß sie vernünftig genug war, in demselben keinen Ersatz für die weit dringenderen sozialen Reformen zu finden.

Untersuchen wir diesmal das Verhalten des Hauptorgans der Schreckensherrschaft, des pariser Revolutionstribunals.

Dieser Gerichtshof, der sich einen so furchtbaren Namen gemacht hat, wurde am 10. März 1793 auf Beschluß des Nationalkonvents eingesetzt. Man wählte diese Form zur Verfolgung der Feinde der Republik, weil sich die Girondisten unaufhörlich über die Septembermezeleien beschwerten. Indessen war diese Form sicherlich nicht die geeignete. Denn wenn man die Gegner der Regierung richten wollte, so durfte man sie nach demokratischen und humanen Grundsätzen nicht töten; wenn nicht, wenn man nur brutale Gewalt anwenden wollte, wozu dann die Heuchelei juristischer Formen, welche nötigten, Verbrechen zu erfinden, wo keine vorhanden waren?

Schon nach dem Aufstande vom 10. August war ein solches Tribunal eingesetzt worden, aber nicht lange in Tätigkeit geblieben. Nun erschien Chaumette als Vertreter des pariser Gemeinderats vor dem Konvent und verlangte die Einsetzung eines außerordentlichen Gerichtshofes ohne Appellation, „um die schlechten Bürger zu richten“. Dies Verlangen fand im Konvent eine günstige Aufnahme und Danton bewirkte den endgiltigen Beschluß. Der neue Gerichtshof hieß ursprünglich tribunal criminel extraordinaire; auf Antrag von Villaud-Barennes nannte man denselben später Revolutionsgerichtshof oder Revolutionstribunal (tribunal révolutionnaire). Dieser Gerichtshof, der ohne Appellation über jede kontrerevolutionäre Unternehmung erkennen sollte, wie es im Beschlusse hieß, bestand aus fünf Richtern, zwölf Geschworenen, einem öffentlichen Ankläger und dessen zwei Adjunkten. Das Revolutionstribunal konnte nur auf Todesstrafe erkennen oder freisprechen; die Freigesprochenen sollten entschädigt werden. Ob und wie diese Entschädigung gegeben wurde, darüber ist uns nichts bekannt. Sicherlich ist sie nur von wenigen beansprucht worden, denn wer freigesprochen war, hatte nur in den seltensten Fällen Lust, mit dem Tribunal in irgend eine Berührung zu kommen.

*) Siehe den Aufsatz: „Napoleon und sein Stern“, Neue Welt, Jahrg 1883, Nr. 19.

Später vermehrte man das Personal; es wurden sechs- und sechszig Geschworene eingesetzt. Von den Präsidenten des Gerichts sind am meisten bekannt geworden Herman, Coffinhal und Dumas, sämtlich Anhänger Robespierres. Ankläger war der bekannte Fouquier-Tinville. Als Vollzugsinstrument der Urteile war die Guillotine bestimmt.

Am 28. März 1793 wurde das Personal gewählt, am 2. April wurde das Tribunal feierlich eröffnet und da ihm noch niemand zur Aburteilung überwiesen war, so übertrug der Konvent die Funktionen der Anklagekommission dem öffentlichen Ankläger. Das Verfahren war in den verschiedenen Perioden ein anderes; im Anfang war es so: der Präsident verhörte den Angeklagten, dann kam das Plaidoyer des Staatsanwalts, dann das des Verteidigers. Die Geschworenen beantworteten hierauf die Fragen, die der Präsident formulirte; jeder sprach laut und einzeln sein Verdikt aus. Nach dem Wahrspruch stellte der Staatsanwalt seinen Strafantrag; der Angeklagte erhielt nochmals das Wort, dann kam das Urteil. Im Fall der Freisprechung wurde der Angeklagte sofort in Freiheit gesetzt. Das wurde später alles anders.

Am 31. Mai 1795 wurde das Revolutionstribunal wieder aufgehoben. Es waren — nach Campardon — in dieser Zeit 5215 Angeklagte vor dem Gerichtshof erschienen. 2781 davon wurden verurteilt und hingerichtet, 2200 wurden freigesprochen; 234 wurden an die ordentlichen Gerichte verwiesen oder aus besondern Umständen zu andern Strafen verurteilt. Vor dem Sturze Robespierres am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 wurden von dieser Zahl aber 4164 Personen abgeurteilt; davon wurden verurteilt und hingerichtet 2728, also 66 Prozent.

Ueber die Tätigkeit des Revolutionstribunals sind viele Lügen und Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden. Die Wahrheit ist, wie obige Ziffern beweisen, noch schrecklich genug.

Vor uns liegt eine Liste der vom Revolutionstribunal Verurteilten. Dieselbe reicht leider nur vom 11. April 1793 bis 22. Juni 1794, schließt also etwa einen Monat vor Robespierres Sturze ab. Indessen läßt sich aus dieser Liste der Charakter des Verfahrens des Tribunals genugsam beurteilen.

Vielsach wird die Tätigkeit dieses Gerichtshofs so aufgefaßt, als habe er nur Aristokraten, Verräter und Verschwörer verurteilt, Angehörige jener Gesellschaftskreise und Klassen, die man als Feinde des Volkes bezeichnete, Leute des alten Systems, die vor der Revolution die Unterdrücker des Volkes gewesen, Adelige und Geistliche, Hofleute mit ihrem Anhang, verräterische Offiziere und schließlich Agenten und Diener dieser Leute. Das ist ein Irrtum. Die Listen der Hingerichteten beweisen, daß das Revolutionstribunal die große Mehrzahl seiner Opfer aus dem eigentlichen Volke nahm.

Leider haben wir die genaue Liste der Hingerichteten in der Zeit vom 22. Juni 1793 bis 27. Juli 1794 nicht zur Hand. Gerade in dieser Periode war die Schlächterei am tollsten geworden. In diesem verhängnisvollen Monat wurden in Paris über 1600 Menschen hingerichtet, an einem Tage oft 60 bis 70 Personen. Bei der sogenannten Verschwörung des Luxemburg wollte Fouquier-Tinville sogar 154 Personen auf einmal aburteilen und hinrichten und zu diesem Zweck eine große Estrade im Sitzungssaale des Tribunals bauen lassen. Der Wohlfahrtsausschuß verbot ihm dies und die angeblichen Verschwörer wurden in drei Klassen abgeurteilt. Thiers behauptet fälschlich, die Estrade sei wirklich errichtet worden.

Bis zum Tode Marats zählen wir beim Revolutionstribunal etwa 36 Hinrichtungen. Charlotte Corday hatte sich sonach sehr getäuscht, als sie mit der Ermordung Marats das Schreckenssystem beseitigt zu haben glaubte. Es begann erst recht nach ihrem Tode am 17. Juli. Marat verfolgte mehr die Häupter der Parteien, als deren Masse; die Menge des Volkes dominierte damals unter Marats Einfluß über den Konvent. Nach Marats Tode erst begann das Schreckenssystem sich gegen die große Masse zu richten, und Siehees hatte ganz recht, wenn er die Zeit der Robespierre'schen Diktatur als eine Unterdrückung des Volkes durch den Konvent bezeichnete.

Das erste Verfahren des Revolutionstribunals war gegen einen emigrierten Adelligen, Guyot-Desmoulains, gerichtet. Auf Emigration (Auswanderung) stand die Todesstrafe; der Angeklagte wurde am 6. April 1793 verurteilt und Abends bei Fackelschein hingerichtet. Damit war die furchtbare Laufbahn des Tribunals eröffnet, das so viele Todesurteile aussprechen und schließlich selbst in seinen hervorragendsten Personen das Schaffot besteigen sollte.

Anfangs waren die Prozesse vor dem Revolutionstribunal im allgemeinen gegen politische Persönlichkeiten gerichtet; das Tribunal verurteilte hervorragende Anhänger des Königtums, Offiziere von Dumouriez, Ausgewanderte u. a. Allein gleich im Anfang kamen Affären vor, welche diese sonderbare „Justiz“ charakterisirten. Am 19. April 1793 wurde die fünfundsiebzigjährige Köchin Katharina Leclerc zum Tode verurteilt. Ihr Geliebter hatte sich zum Militär stellen müssen und sie hatte gesagt: „Hätten wir nur wieder einen König, dann gäbe es keinen Krieg und mein Geliebter könnte dableiben.“ — Man klagte die arme Köchin, die bei einem Kaufmann in Dienst stand, an „Mangel an Bürgerinn“ bekundet zu haben und ward sie, die ein Recht hatte, sich für völlig unschuldig zu halten, zum Tode verurteilt. Ihr Verhalten hatte indessen den Präsidenten des Revolutionstribunals Montané zu der Ueberzeugung gebracht, daß Katharina Leclerc unmöglich die Bedeutung der Worte verstanden haben könne, die gesprochen zu haben sie angeklagt war. Montané*) verwendete sich bei dem Abgeordneten Mazuyer für die Verurteilte. Dieser stellte auch im Konvent den Antrag auf Begnadigung. „Die Versammlung war gut gestimmt“, heißt es in den Memoiren eines Zeitgenossen; „sie hatte bereits eine ähnliche Gunst einem Bürger bewilligt, der zum Tode verurteilt worden war, weil er einen unbeidigten Priester in einem Streite getötet hatte. Ein Abgeordneter unterstützte warm Mazuyers Bitte. Unglücklicherweise bot diese Sache seiner Beredsamkeit ein zu schönes Thema; während der Redner seine Periode rundete und Griechen und Römer zitierte, fiel einige Straßenslängen von der Tribüne der Kopf, den er sich zu retten vorgenommen hatte, und man konnte zur Tagesordnung übergehen.“

Wir geben das Verfahren gegen die arme Köchin so ausführlich, weil es für viele andere Prozesse typisch ist.

Am 28. März wurde ein Droschkentutscher hingerichtet, weil er gesagt hatte, eine Partei, deren Haupt er, der Droschkentutscher, sei, werde bald alles wieder in Ordnung bringen. Die Betrunktheit konnte den Armen nicht schützen.

„Es waren,“ sagt der schon oben zitierte Memoirenschreiber, „nicht die großen Schuldigen, gegen welche man das Tribunal eingesetzt glaubte.“

Man findet unter den Opfern der ersten Zeit verhältnismäßig viele Frauen. Begreiflich, wenn die Liebesschmerzen einer armen Köchin schon staatsgefährlich werden konnten! Am 17. Juni verschlang das Schaffot eine Anzahl bretagnischer Edelleute, darunter befanden sich eine fünfzigjährige Frau de la Motte, die dreißigjährige Tochter des Parlamentsrats Fougères und die vierundzwanzigjährige Angelica Desilles, die Schwester eines übertrieben verherlichten royalistischen Offiziers, der in Nancy ums Leben kam, als er bei einer Soldatenmeuterei verjöhlich auftrat.

Charlotte von Corday, die Mörderin Marats, ward am 17. Juli guillotiniert. Am 5. September schlachtete man acht Bürger aus Rouen und eine Frau, weil sie einen Freiheitsbaum umgefäht hatten. Am 24. September fällt der Kopf der sechsundsiebzigjährigen Witwe Lefebure, „weil sie Pétions Schwiegermutter war“. Natürlich fand man für ihre Verurteilung einen plausiblen Grund. Wegen eines Attentats auf den Abgeordneten Léonard Bourdon wurden neun Bürger von Orleans hingerichtet. Sie trugen das rote Hemde der

*) Montané war den Schreckensmännern zu mild. Fouquier-Tinville denunzirte ihn, einige Verurteilte, darunter Charlotte Corday, begünstigt zu haben. Der Konvent ließ Montané verhaften und letzterer blieb in Haft bis zum September 1794. Dann wurde er freigesprochen.

Vatermörder. Bourdon hatte bei einer Schlägerei mit den Angeklagten, die er obendrein provoziert hatte, eine Beule am Kopf und einen leichten Bajonnettschlag am Arm erhalten. Am 8. Oktober guillotinierte man Charlotte Routan, „ein lediges Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren“; mit ihr die Zwillingbrüder und Ochsenhändler Bellanger, weil sie die Tat der Charlotte von Corday gepriesen. Beim großen Prozeß der Girondisten änderte man das Verfahren des Tribunals. Fouquier-Tinville geriet durch die geschickte Verteidigung der Girondisten in Verlegenheit, und nun beschloß der Konvent, die Geschworenen hätten jederzeit das Recht, sich für genügend informirt zu erklären und dadurch alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden. Dieses Gesetz wendete man sogleich auf die Girondisten an, ließ sie nicht weiter zu Wort kommen und hörte auch ihre Verteidiger nicht an. In vierzig Minuten fielen am 31. Oktober der Henker die einundzwanzig Köpfe der Girondisten.

Viele Frauen suchten sich zu retten, indem sie nach der Verurteilung angaben, daß sie schwanger seien. Gewöhnlich erlangten sie dadurch einen Aufschub; dann wurden sie der ärztlichen Untersuchung unterworfen. Konnte die Schwangerschaft nicht sicher konstatiert werden, so war die Verurteilte dem Beil verfallen. Die Schriftstellerin Olympia de Gouges, eine Anhängerin der Girondisten, war wegen Preßvergehens zum Tode verurteilt. Sie erklärte sich für schwanger; allein der Gefängnisarzt sagte, die Gefängnisordnung schloße jeden Umgang mit Männern aus und die achtunddreißigjährige Girondistin mußte sterben. Die Beschaffenheit der Gefängnisse schloß übrigens den Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern keineswegs aus.

Am 6. Oktober 1793 wurde eine arme Seidenarbeiterin, Marie Coutelot hingerichtet, weil man bei ihr einen Brief fand, in dem sie sich unehrerbietig über die Stadt Paris und deren Gemeindevater ausgedrückt. Mit ihr starb Dr. Adam Lux aus Kofsheim bei Mainz, Abgeordneter des demokratischen Mainz, der sich in die Corday verliebt, ihr Andenken gepriesen und durch den Ausspruch: „Sie ist größer als Brutus!“ sich eine Anweisung auf das Schaffot erworben hatte. Der Kopf einer Frau Dubot, die schon länger verurteilt war, aber sich für schwanger ausgegeben hatte, fiel gleichfalls in diesen Tagen.

Am 6. Oktober fiel der Kopf des Prinzen Louis Philipp von Orleans, genannt Egalité. Man wird diesem zweideutigen Menschen kaum eine sympatische Seite abgewinnen können, aber er hat doch die Justiz des Revolutionstribunals richtig charakterisirt mit den Worten: „Da Ihr entschlossen wart, mich zu verderben, so hättet Ihr wenigstens bessere Gründe für meine Verurteilung suchen sollen.“

Mit Egalité starben ein General (Coustard), ein Parlamentsmitglied, ein Wechselagent und ein armer Schlossergeselle. Von berühmten Häuptern fielen nun rasch nacheinander das der Frau Roland, die mit antikem Mute starb, des alten Bailly, den man viehisch mißhandelte, als man ihn zum Tode führte, des Abgeordneten Manuel, der Generale Brunet und Houchard; dann die Köpfe von Barnave, der zum Scharfrichter sagte: „Binde diese Hand, welche die erste Erklärung der Menschenrechte niedergeschrieben hat,“ und Dupont-Dutertre. Dann kamen die zwei Girondisten Kersaint und Rabaut Saint Etienne; ihnen folgte die Dubarry, die berühmte Maitresse Ludwigs XV. Sie schrie entsetzlich, als man sie unter das Messer legte, suchte sich zu wehren und starb feig.

Nun werden die berühmten oder berühmten Opfer immer seltener. Man schlachtet meistens namenlose Opfer. Ein junger Mann Namens Grondel stirbt, weil er auf eine Assignate geschrieben: „Es lebe der König!“ — Mit ihm stirbt eine sechsundvierzigjährige Lehrerin einer Armenschule. Zwei Schuhmacher aus Landau, Suder und Flamand, werden am 2. Dezember hingerichtet, „wegen schlechter Schuhe,“ die wahrscheinlich für die Armee geliefert worden waren.

Bandenführer, ein reicher Banquier aus Amsterdam, ward mit seinen zwei Söhnen hingerichtet; ihnen folgte ein girondistischer Abgeordneter Namens Noël. Am 9. Dezember 1793

wurden vier Schneidergesellen hingerichtet. Am 12. Januar schlug man einer vierunddreißigjährigen Prostituirten den Kopf ab.

Dazwischen fällt eine große Anzahl von Hinrichtungen von Adelligen, Geistlichen, Militärs, Beamten und reichen Leuten. Wir können nicht auf jeden einzelnen Fall eingehen, sondern wir wollen zeigen, wie sich das Schreckenssystem seine meisten Opfer mitten aus der Masse des Volkes herausholte.

Mit den Herrschaften richtete man gewöhnlich auch die Dienerschaft hin. So am 21. Dezember eine sechzigjährige Frau mit ihrer dreißigjährigen Dienstmagd; mit ihnen einen Schuster Namens Fortier, dreiunddreißig Jahre alt. Der Kammerdiener der Dubarry mußte natürlich auch daran glauben. Unter den Hingerichteten sind viele Deutsche. Am 24. Dezember fällt der Kopf einer einundvierzigjährigen Berlinerinnen Namens Karoline Adam, die in Paris ansässig und Witwe war; am 25. März schlachtet man drei Arbeiter aus Merzig bei Trier, einen Leineweber Namens Kurt, einen Tagelöhner Namens Kurt und einen Strohdachdecker Namens Kurz.

Alles fällt bunt durcheinander; auf den General Viron folgen drei Frauen, Frau Jolivet und Frau Narret; als dritte eine lustige Wienerin, Rosalie Albert, die als Freudenmädchen im Palais Royal ihr Wesen trieb. Auf den Marschall Luderer folgt ein armer Seifensieder. Am 7. und 8. Januar 1794 fallen wieder zwei Frauen, eine Frau Bettinger aus Brüssel und Frau Faucher aus Paris, letztere, weil sie Abonnements für ein royalistisches Blatt angenommen. Am 16. Januar starben zwei junge Frauen und ein Friseur; ein Schreiber mit ihnen, weil er den Konvent beschimpft hat. Im Laufe des Januar wurden noch vier junge Frauen guillotiniert. Im Februar starben neun Frauen auf dem Schaffot; darunter zwei Nonnen, eine Bäuerin und eine Marquise; außer Adelligen und Beamten finden sich unter den Opfern des Februars mehrere Pastetenbäcker, Trödler, Kutscher, Soldaten, Friseur, Tagelöhner und Bauern. Am 2. März starben aus einem Dorfe der Pfarrer, der Bürgermeister, zwei Bauern, ein Hufschmied, ein Holzschuhmacher und ein Müller. Am 6. wird mit den Generalen Chancel und Devaine ein sechszigjähriger Bauer hingerichtet.

So geht es fort. Wir können nur noch hervorragende Beispiele aufzählen. Am 17. März fällt der Kopf eines armen Dienstmädchens mit den Köpfen zweier Bauern und zweier Ludwigskritter.

Ende März und Anfang April kommen wieder berühmte Opfer, die Hébertisten und Dantonisten. Nach Dantons Tod erreicht das Wüten des Tribunals seinen höchsten Grad. Am 31. März wird Frau Champ-Laurier, weil sie die Hinrichtung ihres Gatten als ein Werk der Tyrannei bezeichnet hat, sofort zum Tode verurteilt und enthauptet. Eulogius Schneider, aus Wipfeld bei Würzburg, der im Elsaß eine Schreckensherrschaft eingeführt hatte, fällt am 1. April mit einem Gewürzkrämergehilfen. Am 13. April fällt das reizende Haupt der dreiundzwanzigjährigen Gattin von Camille Desmoulins; mit ihr stirbt die Gattin Héberts, eine ehemalige Nonne. Am 24. April fielen die Köpfe der dreiunddreißig Einwohner von Verdun, welche den Preußen bei Uebergabe der Stadt mit Freudenbezeugungen entgegengekommen waren. Es befanden sich außer den Spitzen der Stadt darunter zwölf Frauen, eine siebzigjährige Schustersfrau und eine fünfundfünfzigjährige alte Jungfer, dann einige junge Mädchen, deren Alter schon die Henker hätte rühren müssen. Es differirt zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Jahren. Mit ihnen stirbt ein armer Winzer. Am 5. Mai sterben drei junge Putzmakerinnen; mit ihnen ein Konditorbursche und drei Perückenmachergesellen. Am 8. Mai sterben achtundzwanzig Generalpächter, darunter der berühmte Chemiker Lavoisier.* Am 10. Mai starben zwei sechszigjährige Nonnen und eine siebenundsiebzigjährige Mätlerin. Am 28. Mai starben ein Winzer, ein Schneider und seine Frau, ein Tagelöhner,

*) Lavoisier bat um einen Aufschub von vier Wochen, um eine Entdeckung, an der er arbeitete, zu vollenden. Aber Coffinhal, der Präsident des Tribunals, schlug es ab mit den Worten: „Wir brauchen keine Gelehrten!“



Ein Sonntagsbergnügen auf



Gemälde von W. Zimmer. (Seite 98.)

noch ein Winzer, ein Schneider, ein Müller, ein Fuhrknecht, ein Fassbinder, ein Bedienter, ein Nähmädchen, ein Tagelöhner, ein Tabakraspeler, ein Glaser. Am 13. Juni starben ein Schneider, ein Glaser, ein Holzhändler, noch ein Glaser, ein Kutscher, ein Maler, ein Metzger, ein Gärtner, zwei Buchdrucker und eine Wäscherin aus Hamburg, die vierundzwanzigjährige Harmassin! Inwiefern diese arme Wäscherin wohl die Konterrevolution gefördert hat! Am Ende hat sie gar für Royalisten gewaschen!

Nun werden die Tageslisten lang; der 16. Juni zählt schon vierundfünfzig Opfer; unter diesen sind neununddreißig Arbeiter und etwa zehn Bediente und niedrige Angestellte. Wir wollen damit die traurige Aufzählung schließen, denn sie ist von nun ab bis zum Sturze Robespierres das gewöhnliche Verhältnis; bei fünfzig Opfern sind mehr als vierzig aus den armen und arbeitenden Volksklassen genommen.

Wir erwähnen hier nur noch den berühmten Prozeß Ladmirel. Dieser, ein ehemaliger Bedienter, hatte auf das Mitglied der Regierung, Collot d'Herbois, geschossen, aber gefehlt. Nun mußte Robespierre auch sein Attentat haben; als daher ein zwanzigjähriges Mädchen ihn besuchen wollte und man bei dieser zwei kleine Taschenmesser fand, als vollends das Mädchen sagte: „Ich habe sehen wollen, wie ein Tyrann aussieht“, da war das Attentat fertig. Man betrachtete nun Ladmirel und das junge Mädchen als Häupter einer großen Verschwörung, in die man einundsechzig Personen verwickelte; alles, was man an berühmten und angesehenen Gefangenen hatte, wurde zu Mitschuldigen Ladmirels gemacht. Mit dem bezeichneten jungen Mädchen, Cécilie Renault, wurden ihr Vater, ihre Brüder und ihre Tante angeklagt. Zugleich verwickelte man in diese Anklage Frau von Saint Amaranthe, ihre Tochter, ihren Schwiegerjohn und die frühere Geliebte dieses Schwiegerjohnes, alles mit seinem Dienstpersonal. Dann tat man alle bis jetzt aufgesparten bekannteren Adligen dazu. Es waren einundsechzig Personen, darunter zehn Frauen. Vergebens protestirten sie, und erklärte Ladmirel, daß er sie nicht kenne; sie wurden alle zusammen als Glieder einer und derselben Verschwörung zum Tode verurteilt und in roten Hemden als „Watermörder“ auf das Schaffot geführt. Dieser Prozeß, einer der ungeheuerlichsten der ganzen Weltgeschichte, war hauptsächlich das Werk des alten Vadier, der damit Robespierre treffen wollte. Die Saint Amaranthe hatte nämlich eine Spielhölle gehalten, wohin viele revolutionäre Größen, auch Robespierres Bruder, gekommen waren.

Unser Liste bricht mit dem 22. Juni ab. Je zahlreicher die Hinrichtungen, desto mehr Opfer aus den eigentlichen Volksklassen. Fouquier-Tinville konnte mit den Arbeiten nicht mehr fertig werden; daher reorganisirte man das Revolutionstribunal. Auf Antrag Couthons wurden die letzten schützenden Formen, die noch für die Angeklagten bestanden, hinweggeräumt. Man gestattete den Angeklagten keine Verteidiger mehr. „Das Gesetz“, hieß es in diesem furchtbaren Dekret, „gibt den verleumdeten Patrioten die patriotischen Geschworenen zu Verteidigern; den Verschwörern verweigert es die Verteidiger.“ — Man teilte das Revolutionstribunal in vier Sektionen ein und vermehrte entsprechend das Personal. Es arbeitete jetzt derart, daß Fouquier-Tinville sogar einmal ein Schauer überfiel und daß er, als er Nachts die Seine passirte, zu seinen Begleitern sagte, der Fluß käme ihm wie ein Blutstrom vor.

Damals erfand man die Verschwörungen in den Gefängnissen; es waren dazu besondere Angeber angestellt. Unter ihnen zeichnete sich ein Elsässer Namens Wiltcherich aus, sowie ein gewisser Beausire, der Mann jenes Freudenmädchens Oliva, die in dem berühmten Halsbandprozeße eine Rolle gespielt hatte.

Bei einer solchen Affaire wurde angegeben, die Gefangenen hätten sich verschworen, um die Konventsmitglieder zu töten, ihnen das Herz auszureißen, es zu rösten und zu verpeisen. Solch blödsinniges Zeug wurde ernst genommen und die Angeklagten verurteilt.

Dagegen ist nachgewiesen worden, daß verschiedene gegen das Revolutionstribunal erhobene Beschuldigungen unwahr sind, so z. B. daß man einen gewissen Voixerolles an Stelle seines Sohnes hingerichtet habe. Dies findet sich in vielen Geschichtswerken, ist aber nachweislich unwahr.

Nach dem Sturze Robespierres und nach der Hinrichtung seiner Anhänger wurde das Tribunal reorganisiert und eine mildere Praxis eingeführt. Man verwendete das Tribunal fast nur noch gegen die Häupter von Aufständen und in den als Nachakte erscheinenden Prozessen gegen die Jakobiner. Bald kamen auch die alten Richter und Geschworenen selbst auf die Anklagebank. Der Präsident Dumas war mit Robespierre hingerichtet worden; Coffinhal gleich darauf; am 1. Mai 1795 aber wurden Fouquier-Tinville, der Präsident Herman, der Präsident Ecclier und dreizehn andere zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die anderen sprach man frei; unter den freigesprochenen Geschworenen befand sich auch ein Deutscher, der Schneider Benedikt Trey aus Buchmannshausen bei Ulm. Am 31. Mai 1795 wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben.

Das Volk hatte sich dem Tribunal nie sympatisch gezeigt; es war nur ein kleiner Teil, der die Hinrichtungen beklagte. Die Bewohner der Straßen, wo die Henkerkarren passirten, schlossen die Läden. Als man deshalb die Züge zum Schaffot die Vorstadt Saint Antoine passiren ließ, von deren revolutionär gesinnter Arbeiterbevölkerung man eine andere Haltung erwartete, geschah dasselbe; die Arbeiter hielten sogar die neugierigen Frauen ab, die Verurteilten zu betrachten. Das Volk empfand Abscheu vor diesen Schlächtereien, die ohnehin seine eigenen Angehörigen betrafen und seine Lage nicht bessern konnten. Es kam vor, daß die Henkerkarren mit Geschrei und Pfeifen empfangen wurden, das keineswegs den Verurteilten galt.

Wir haben nur die Tätigkeit des pariser Revolutionstribunals geschildert; es bestanden aber noch mehrere Tribunale, die zum Teil verhältnismäßig noch schlimmer hausten, wie das pariser, so zu Nantes und zu Orange.

Das Revolutionstribunal hat der Sache der Demokratie mehr geschadet als alle ihre Feinde. Kein Mensch wird glauben, daß, um die französische Republik zu begründen und die verbündeten Mächte Europas zurückzutreiben, es notwendig war, das Blut von Mäherinnen, Wäscherinnen, Witwen, Jungfrauen, Bauern, Tagelöhnern und Arbeitern zu vergießen. Man traf eine im Verhältnis zur Masse der Hingerichteten geringe Anzahl wirklicher Aristokraten und Anhänger des alten Regiments, allein auch dadurch vermehrte die Regierung nur die Zahl ihrer Feinde. Eines bleibt immer bestehen: Es ist weder menschlich, noch dem Staate nützlich, wenn eine Regierung ihre politischen Gegner tötet oder sonstwie zu vernichten trachtet. Dieser Satz gilt für alle Staaten und alle Regierungen.

Das Schredenssystem verschlang eine Menge guter Republikaner und untergrub die Republik, indem es sie gegen ihre Feinde zu verteidigen wählte. Es machte Frankreich reif für die Säbeldiktatur Napoleons.

Wir wiederholen, was wir schon früher in diesen Blättern gesagt: Kein schlechterer Dienst, der der Demokratie geleistet werden kann, als wenn man Fehler und Ausartungen beschönigt. Wenn es Leute gibt, die sich verpflichtet fühlen, Unmenschlichkeiten und Torheiten zu verteidigen — so sind diese Verteidiger selbst Toren oder Unmenschen.

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlik.

(3. Fortsetzung.)

Mistress Jonston saß in ihrem Zimmer am Fenster und sah auf das lebhafteste Straßentreiben hinab.

Als der Oberkellner bei ihr eintrat und den Grund seines Kommens mittheilte, starrte sie ihn an, als ob sie den Sinn seiner Worte nicht verstände.

Erst wie er seine Rede wiederholte und durch weitere Kommentare ergänzte, stand sie von ihrem Sitz auf und trat in die Mitte des Zimmers.

„Eine solche Beschuldigung ist ja unglaublich,“ sagte sie ruhig, „und es ist wirklich lähn, mich deshalb zu inkommodiren.“

„Ich bedauere aufrichtig, gnädige Frau,“ fuhr Kaps fort, „aber den Forderungen der Behörde müssen wir nachkommen.“

„Wie Sie sehen, bin ich auch gleich bereit dazu,“ versetzte sie und ergriff Hut und Sammetpaletot, „irgend ein Mißverständnis, das sich schnell genug auflären lassen wird, liegt hier wahrscheinlich zugrunde.“

Kaps verneigte sich artig, blieb ihr aber die Antwort schuldig.

Sie schritt die Treppe hinab und wurde von dem Portier wie den übrigen ihr Begegnenden mit unverschämter Neugier betrachtet, da die sie betreffende Nachricht sich wie ein Lauffeuer bereits verbreitet hatte.

Mistress Jonston, die in der Sicherheit ihres guten Gewissens die zudringliche Aufmerksamkeit der Dienerschaft garnicht bemerkte, fragte unbefangen, ob das Polizeibureau entfernt vom Hotel läge.

„Nein,“ erwiderte der Portier, „es ist das dritte Haus von hier; wenn Sie erlauben, so weise ich Sie zurecht.“

„Bitte darum!“ sagte sie und trat mit dem Portier in die weit geöffnete Haustür des Hotels.

Sie ließ sich das betreffende Haus genau bezeichnen, richtete noch einige Fragen über die Vertlichkeit desselben an den Portier und wollte dann mit dankendem Neigen des Hauptes die wenigen Stufen hinabsteigen, welche auf das Trottoir der Straße führten.

In diesem Augenblicke kam ihr Baron Warren eilig entgegen.

Er begrüßte Mistress Jonston mit größter Ehrerbietung.

Beide blieben in der Tür auf der obersten Treppenstufe stehen, so daß ihre Figuren sowohl von der Straße, wie von dem Innern des Hotels aus gesehen werden konnten.

Der Portier war in seine Loge zurückgetreten, Kaps und die übrige Dienerschaft in dem Hintergrunde des Korridors verschwunden.

Senger und Mohrmann, die hinter der Glastür standen und dort das Herabkommen der Engländerin erwartet hatten, beobachteten sie auch jetzt noch unaufhörlich, ohne von ihr bemerkt zu werden.

„Was ist das für eine unangenehme Affaire,“ raunte Mohrmann seinem Nachbar zu. „Daß diese Donna auch gerade bei mir eintreten mußte und die Augen der Polizei auf mein Hotel gelenkt werden! Fatal, höchst fatal!“

„Mein Gott,“ antwortete Senger, „was geht das Sie an? Sie haben offene Türen für jedermann; es ist doch nicht Ihre Schuld, wenn auch einmal Abenteuerer bei Ihnen absteigen, die sind in der ganzen Welt verbreitet und die Behörden pflegen mit dergleichen Glücksrittern, männlichen und weiblichen Geschlechts, schnell genug fertig zu werden! Sollte es Ihnen aber gar zu unangenehm sein, so pariren Sie schnell, geben Sie ein Festessen für Waisenkinder oder sonst einen wohlthätigen Zweck, und kokettiren ein wenig mit der öffentlichen Meinung!“

„Das ist schon zu oft von mir angewendet worden,“ seufzte der Hotelbesitzer, „das zieht nicht mehr!“

Währenddem stand der Baron, glücklich lächelnd, den Hut in der Hand, vor Mistress Jonston.

Er pflegte sonst stets erst zur Table d'hôte-Zeit im Hotel zu erscheinen, heute hatte er seine in der Nähe liegende Privatwohnung viel früher als gewöhnlich verlassen. Der junge Mann hatte nach der Aufregung, welche die Vorfälle auf dem Ball im Theelenschen Hause bei ihm hervorgerufen, wenig geschlafen, sich sehr zeitig wieder erhoben, und war dann, so wie die Stunde es nur erlaubte, in das Hotel geeilt, in der Hoffnung, die Dame, die seit gestern ihm Herz und Sinn vollständig gefesselt hatte, dort wieder zu sehen.

Sein guter Stern führte ihm dieselbe gleich bei seiner Ankunft entgegen.

„Sie wollen so früh schon ausgehen, meine Gnädige?“ hub Baron Warren an, und leises Bedauern klang in seinem Tone durch, daß dies Wiederfinden zugleich ein Abschied werden sollte.

„In wenigen Minuten bin ich wieder zurück,“ sagte sie und erwiderte mit anmutigem Lächeln seinen Gruß.

„So gestatten Sie mir vielleicht, Sie hier zu erwarten,“ — gerne hätte er gesagt „zu begleiten“, — doch schien ihm diese Bitte zu lähn; das Eis des Ceremoniells war noch nicht genug gebrochen, „denn ich kam nur, um mich Ihnen vorzustellen und Sie um Ihre Befehle zu bitten!“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, auch hatte ich Sie,“ ein Eröten flog über ihr liebliches Gesicht, „nach dem Austritt auf dem gestrigen Ball erwartet, um Ihnen denselben zu erklären!“

Der Baron war entzückt. Sie hatte ihn erwartet, das war ein Geständnis, welches die kurze Bekanntschaft zwischen beiden um einen hohen Grad fester schürzte, und rosige Illusionen für die Zukunft erfüllten sein für die schöne Frau schlagendes Herz. „Also habe ich die Ehre, Sie bald wiederzusehen?“

„In kürzester Zeit!“ entgegnete sie, zog den Schleier vor das Gesicht und begab sich auf das Trottoir der Straße hinab.

Senger, der mit Mohrmann an der Glastür des Speisensaals stehend das Paar keinen Moment aus den Augen verloren hatte, flüsterte dem Nebenstehenden hämisch zu: „Sie spielt die Dame comme il faut!“

„Sie hat ein wirklich nobles Air,“ gab Mohrmann zurück, „ich kann an ihre Schuld nicht glauben!“

„Der Schein machts doch heut zu Tage nicht!“ höhnte Senger.

„Freilich!“ mußte der Hotelier zugestehen, denn das konnte gerade er am besten beurteilen.

Beide traten von der Tür zurück, da sie Baron Warren, der Mistress Jonston erst nachgeschaut hatte, sich nähern sahen.

Senger ging in die Mitte des Saales, nahm seinen ursprünglichen Platz wieder ein und hielt das Glas, in dem sich noch ein Rest Portwein befand, prüfend in die Höhe.

Er wollte um jeden Preis vermeiden, daß der Baron argwöhnen möchte, von ihm bemerkt worden zu sein.

Der Hotelier dagegen trat dem jungen Aristokraten artig entgegen und öffnete ihm von innen bereits die Glastür, ehe jener noch die Hand nach dem Schlosse derselben ausgestreckt hatte.

„Der Herr Baron,“ sagte Mohrmann, und blinzelte mit den Augen. „scheinen großen Anteil an der schönen Engländerin zu nehmen!“

„Gewiß,“ entgegnete Herr von Warren ruhig, indem er in den Saal trat, „ich wurde ihr gestern auf dem Ball bei meinem Freunde Senger vorgestellt.“

Bei Nennung seines Namens wandte sich Senger, überrascht tuend, um, und stand, als sich seine Blicke mit denen des Barons begegneten, mit gut gespielter Verwunderung auf.

„Ah, da sind Sie ja selbst, Herr Senger!“ rief der Baron. Beide Herren schüttelten sich mit scheinbar großer Herzlichkeit die Hand.

„Guten Morgen, lieber Baron, wie haben Sie nach unserem kleinen Fest geschlafen?“

„Nicht besonders! Das können Sie sich doch denken; mich beschäftigte fortwährend der rätselhafte Auftritt bei Ihnen, durch welchen mein Interesse für die Dame sich noch gesteigert hat. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, um hierher zu eilen; ich fürchtete zu früh zu kommen und doch ist es schon zu spät geworden, denn sie ging soeben fort, versprach aber bald wieder zu kommen.“

„Versprach Sie? — so?“ — sagte Senger etwas malitios.

„Wenn das nur in ihrer Macht bleiben wird!“ setzte Mohrmann ebenso spöttisch hinzu.

Der Baron sah von einem auf den andern.

„In ihrer Macht?“ fragte er. „Wie soll ich das verstehen? Wer sollte sie darin beschränken?“

„Vielleicht,“ fuhr Senger gedehnt fort, „die Polizei!“

Der Baron, der sich die Handschuhe ausgezogen hatte, war eben im Begriff, sich niederzusetzen, aber wie vom Blitz getroffen, schnellte er wieder in die Höhe.

„Die Polizei?!“ rief er verwirrt und tödtlich erschreckt. „Was sagen Sie? Was sollte diese Dame mit der Polizei zu schaffen haben?“

„Sie ist zur Polizei zitirt worden,“ erklärte Mohrmann, „weil ihre Legitimationspapiere nicht in Ordnung befunden worden sind!“

„Zur Polizei zitirt,“ klagte der Baron, „und Sie ließen sie ohne Weisstand gehen? Wie war das möglich? Schnell ihr nach!“ —

Er ergriff seinen Hut und wollte hinausstürzen, aber in demselben Augenblick war Senger an seiner Seite und hielt ihn fest.

„Halt, keine Unbesonnenheit!“

„Lassen Sie mich!“ rief der Baron und wollte sich losreißen, aber Senger gab nicht nach; nur um so fester legten sich seine Finger um des Barons Arm.

„Sie sind noch jung und kennen die Raffinements solcher koketten Abenteuerinnen nicht!“

„Welch einen Ausdruck brauchen Sie da?!“

Senger ließ sich durch das Aufbrausen des Barons nicht irre machen.

„Ho, ho! Nicht so heftig, junger Hitzkopf!“ sagte Senger sehr bestimmt, „Mohrmann sprach die Wahrheit und Sie könnten in unangenehme Konflikte kommen, wenn Sie sich ihrer annähmen, ehe ihre zweifelhafte Stellung aufgeklärt ist! Danken Sie es dem älteren, besonnenen Freunde, daß er Sie zurückhielt!“

Bei dem Baron trat durch die wohlberechnete Opposition von Senger die naturgemäße Umstimmung ein.

Unter dem ersten Eindruck dieser abnorm klingenden Nachricht bäumte sich sein Geist auf, alle Fibern hatten sich zu doppelter Tätigkeit angespannt, er wollte ihr nach, und wäre jeder Gewalttat zu ihren Gunsten fähig gewesen, aber er wurde zurückgehalten, sein ausschäumender Zorn gewaltfam eingedämmt, — und der erste Eindruck schlug in das Gegenteil um.

Die furchtbare Entdeckung überwältigte ihn, ein leises Zittern überflog seinen Körper, und schwach geworden, setzte er sich auf den zunächst stehenden Stuhl nieder.

„Zur Polizei! sie, sie!“ hauchte er fast unhörbar und tief senkte sich sein Kopf auf die schwer atmende Brust.

Senger sah befriedigt auf den Baron nieder; er hatte dessen Arm losgelassen und sich wenige Schritte von ihm entfernt dann ebenfalls gesetzt.

Die Apatie, in welche der Baron augenblicklich versunken war, mußte benutzt, ihm mußte von dem Gifte der Verleumdung noch eine größere Dosis beigebracht werden.

„In einer großen Stadt, wie die unsrige,“ fuhr Senger gleichgültig und leicht hin fort, „ist die Verührung mit den unsauberen Elementen der Gesellschaft unvermeidlich. Es gehört freilich oft ein scharfer Blick dazu, dieselben sicher zu erkennen, hier aber wurde es mir nicht schwer gemacht, denn die Ante-

zedentien dieser interessanten Dame sprechen zu sehr gegen sie, ebenso wie ihr kühnes Eindringen in mein Haus.“

Der Baron richtete sich auf.

„Sie kennen sie also schon von früher?“ fragte er matt.

„Gewiß,“ antwortete Senger, „nur Rücksicht gegen meine Frau und die anwesenden Damen legte mir gestern Still-schweigen auf. Geschickt genug hatte sie sich des Justizrats Schutz zu verschaffen gewußt!“

„Aber was wollte sie von Ihnen?“ stieß der Baron mühsam hervor, „was bezweckte sie in Ihrem Hause?“

„Mein Gott, was wollen solche Glücksritter?“ lächelte Senger achselzuckend, und ein faunischer Blick traf den gemarterten armen Baron, „stets dasselbe, Geld, Geld, und noch einmal Geld!“

Der Baron stieß einen lauten Seufzer aus.

„Ich würde es nicht glauben, wenn Sie es mir nicht sagten!“ tönte es von seinen vor Aufregung zitternden Lippen. Dann lehnte er sich auf den Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Aber, verehrter Herr Baron,“ fuhr Senger treuherzig fort, „Sie scheinen der Sache wirklich mehr Wert beizulegen, als es nötig ist! Was wollen Sie? Diese Art von Leuten müssen auch leben, ja ich wette, da sie bei mir mit ihren Intriguen abgeblizt ist, wendet sie sich jetzt vielleicht bald an Sie, wenn die Polizei ihr noch fernere Freiheit gestatten sollte! Die schöne Dame wird wohl längst darüber orientirt sein, was für ein kleiner Goldfasan Sie sind!“

Der Baron schüttelte verzweifelt den Kopf; er konnte das Gehörte noch immer nicht fassen; wie würde ihm erst zumute gewesen sein, wenn er hätte ahnen können, was noch geschehen sollte.

Senger berechnete schlau und richtig. Die Bekanntschaft zwischen dem Baron Warren und Mißreß Jonston war nicht mehr rückgängig zu machen, deshalb mußte zwischen beiden Mißtrauen gesät werden.

Der Baron hatte seine ganze Fassung verloren. Diese Entdeckung traf ihn zu unvorbereitet. Die Frau, für welche er vom ersten Augenblick an ein Gefühl empfunden hatte, so stark wie bisher nie in seinem Leben, wurde von Senger, der sie von früher kannte, in einer Weise bezeichnet, daß es sein ganzes Inneres zerriß. An Sengers Worten zu zweifeln, kam ihm nicht in den Sinn; die Autorität dieses Mannes war zu imponirend für ihn. Andererseits konnte er aber sein leidenschaftliches Interesse für die Fremde nicht aus seinem Herzen reißen; er blieb mit sich selbst im qualvollsten Widerspruch und unterlag fast diesen widerstreitenden Gefühlen.

Regungslos saß er da.

Mohrmann hatte sich an dem Pulte des Oberkellners schaffen gemacht, kramte scheinbar emsig in den Papieren und blätterte in dem Kontobuche des Hotels, hatte aber dabei kein Wort von der Unterhaltung der beiden anderen verloren.

Nach einer kleinen Pause bog sich Senger zu ihm hinüber und sagte in völlig gewechseltem Tone:

„Wir sind ganz von unserer Unterhaltung abgekommen, lieber Mohrmann! Sie sagten vorhin, daß Sie bis hundert Wille gehen würden?“

„Wie?“ machte jener verduzt.

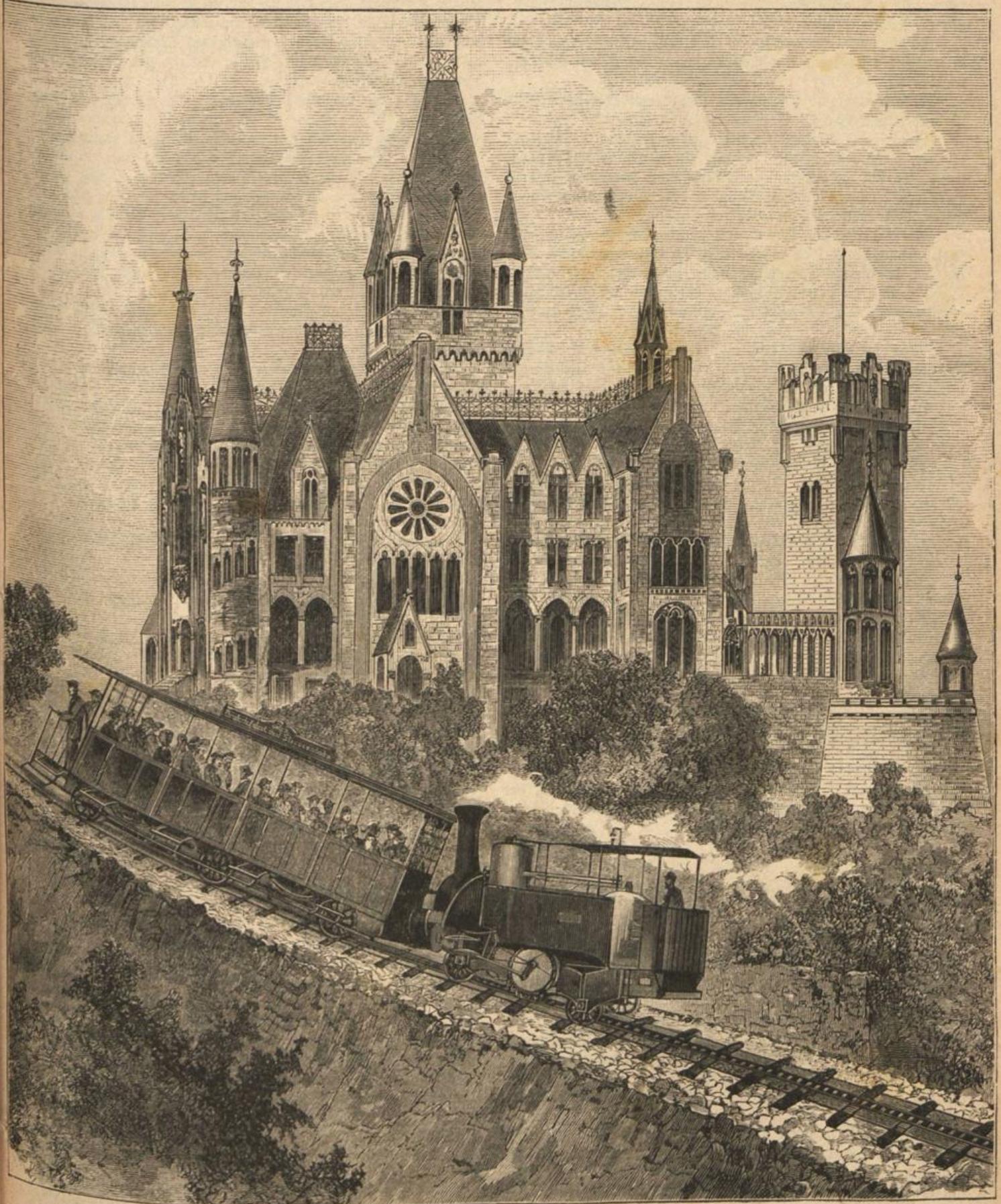
„Oder noch höher?“ fuhr Senger beharrlich fort und blinzelte ihm mit den Augen zu.

Der Baron verharrete noch immer teilnahmslos und bemerkte die Zeichensprache zwischen den beiden andern nicht.

Mohrmann dagegen begriff sogleich, was Senger bezweckte, und ging auf dessen Ton ein. Er lehnte sich um, lehnte mit dem Rücken gegen das Pult und spielte nachlässig mit den goldnen Verloques an seiner Uhrkette.

„Eigentlich unbeschränkt!“ antwortete er.

„Desto besser,“ sagte Senger nickend, „je größer die Aussicht je größer die Aussicht auf Verdienst! Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, wenn Sie kaufen sollten, kaufen Sie nur in bester Gegend!“



Die Drachenburg und die Drachensfelsbahn. Originalzeichnung von Robert Geißler. (Seite 98.)

„Also billigen Sie doch meine Ansichten?“ fragte Mohrmann, der sich vollständig in dem von jenem begonnenen Manöver zurecht gefunden hatte.

„Vollkommen, umsomehr da Sie mir gesagt, daß Ihre Gesundheit nicht mehr den Anforderungen des Hotellesbens gewachsen sei.“

„Nur fürchte ich, daß es mir schwer werden wird, etwas Passendes und zugleich Preiswürdiges zu finden!“

„Ja, seine Schwierigkeiten dürfte es wohl haben,“ bekräftigte Senger, und als ob ihm plötzlich ein neuer Gedanke käme, wandte er sich an den Baron: „Doch wie? Was fällt mir ein! Herr von Warren, sprachen Sie nicht davon, daß Sie gesonnen wären, Ihr Gut zu verkaufen?“

„Ich?“ fuhr der Baron aus seinem Sinnen auf, „mein Gut verkaufen? Ja, ich glaube wohl, ich hatte die Absicht, doch ich bin in diesem Augenblicke kaum eines klaren Gedankens fähig!“ Und zu dem Ideengange, unter dessen Einwirkung er so schmerzlich litt, zurückkehrend, murmelte er: „Zur Polizei, sie!“

„Aber so lassen Sie doch eine solche brillante Gelegenheit zur Realisirung Ihrer Wünsche nicht vorübergehen,“ fuhr Senger fort, „wer weiß, ob sich jemals Ihnen wieder eine so sichere und reelle Chance dafür bieten würde!“

„Wozu denn?“ fragte der Baron völlig zerstreut.

„Da, er hört uns nicht!“ lachte Senger.

„D doch, mir ist kein Wort entgangen!“

„Nun also!“ setzte Senger weiter auseinander, „Freund Mohrmann will sein Geschäft quittiren und seine Erparnisse in Grund und Boden auf dem Lande anlegen; Sie wollen verkaufen, also ließe sich dies vielleicht gegenseitig bestens arrangiren.“

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ach,“ sagte er, „ich mag jetzt nicht daran denken, solche Veränderungen, diese Last von Geschäften in diesem Augenblicke!“

Senger tat, als ob er diesen Einwurf gar nicht beachtete, sondern fragte Mohrmann, wie viel Kapital er wohl zur Anzahlung disponibel hätte.

„Sechzig bis siebzigtausend Mark!“ lautete die Antwort des Hoteliers.

„Baron,“ wandte sich Senger wieder an diesen, „eine ganz schöne Summe; Sie wären der lästigen Bewirtschaftung überhoben und zögen außerdem Ihre sichere Rente aus den Restaufgeldern, welche stehen bleiben könnten!“

„Wenn auch!“ sagte der Baron, und stützte den Kopf, der ihm schmerzte, in die Hand, „wo sollte ich überdies so viel baares Geld gleich plaziren?“

„Um, das findet sich schon,“ fiel Senger rasch ein, „Sie kennen ja meine Freundschaft für Sie! Ich würde mich im schlimmsten Falle der kleinen Mühe unterziehen und das Geld einstweilen in mein Geschäft aufnehmen. Mohrmann könnte an mich zahlen, und ich würde Ihnen Solawechsel zu sechs Prozent Zinsen geben!“

„Das wäre allerdings ein Ausweg!“ gestand der Baron zerstreut zu.

Mohrmann rieb sich mit verstoßener Freude die Hände.

Senger blieb äußerlich ruhig, wie stets; nur im stillen triumphirte er. Hatte er dem Baron erst gesagt, daß Mohrmann die Anzahlung an ihn geleistet hätte, so würde der junge Mann im Vertrauen auf Sengers Wort den Vertrag über den Gutsverkauf unbedingt unterzeichnet haben. Dann würde das wertvolle Areal der herrschaftlichen Besitzung um jeden Preis mit größtmöglicher baarer Anzahlung verschleudert worden sein und Senger hatte neue Kapitalien in Händen.

Einen Teil seines Raubes hätte er dann wie ein großmütiger Löwe an Mohrmann überlassen, der hierbei die Rolle des Schakals spielte.

Der Baron war dadurch ruinirt und wäre wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite geworfen worden. Er hatte seine Solawechsel und konnte, selbst wenn diese nicht eingehen sollten, schwer gegen Senger auftreten, von dem er überhaupt durch Prolongationen und glatte Versprechungen der vagesten Art hingehalten sein würde. Im schlimmsten Falle hätte Senger jedenfalls im Laufe der Zeit ein neues Opfer gefunden, und wenn Schwindler ist zuletzt immer nur eine Zeitfrage.

Heute stand Senger freilich noch auf der Höhe seiner mit allen Mitteln erkämpften Erfolge.

Nachdem der junge Baron in seiner Zerstretheit den von Senger gemachten Vorschlägen zugestimmt hatte, klopfte ihm der letztere freundschaftlich auf die Schulter.

„Es ist zwar eine neue Last für mich,“ sprach er dabei, „doch hoffe ich, daß Sie meine Gefälligkeit für Sie auch anerkennen werden!“

„Daran brauchen Sie doch nicht zu zweifeln!“ erwiderte der Baron und drückte Senger treuherzig die Hand.

Senger schwieg einen Augenblick und überlegte, wie er am besten und raschesten die Punktationen über den Gutsverkauf zustande bringen könnte.

Das Unheil zog sich in immer engeren Kreisen um Baron Warren zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Die Luftröhre mündet nach oben in den Kehlkopf (Larynx). Derselbe besteht ausschließlich aus Knorpeln, die mit Schleimhaut überzogen und mit Bändern und Muskeln besetzt sind. Seine Gestalt ist ungefähr die einer dreiseitigen Pyramide, deren oberer vorragender Teil durch eine dreieckige knorpelige Klappe, den Kehldedeckel (epiglottis), bedeckt ist, welche mit ihrer breiten Seite an die Zungenwurzel angeheftet ist, indes ihre Spitze in ruhigem Zustande schräg nach rückwärts und aufwärts gerichtet ist.

Der Hauptbestandteil des Kehlkopfs ist der Schildknorpel (cartilago thyreoidea), der aus zwei viereckigen Platten zusammengesetzt ist, welche sich nach vorn unter einem Winkel in dem sogenannten Adamsapfel vereinigen, nach hinten aber offen sind. Unter und im Schildknorpel liegt der Ringknorpel (cartilago cricoidea), mit einer hohen hinteren Platte fingerartig gestaltet und die vom Schildknorpel offen gelassene hintere Wand des Kehlkopfs bildend. Nach unten steht der Ringknorpel durch ein starkes Band mit der Luftröhre in Verbindung; oben sitzen ihm die wie der Siebauffaz einer Gieß-

kanne mit deren Rohr aussehenden Gießkannenknorpel (cartilago arytaenoideae) auf, so die hintere Wand des Kehlkopfs vervollständigend. Die von den Gießkannenknorpeln nach vorn zum Schildknorpel gehenden beiden Bänder sind die Stimmbänder, und die Spalte zwischen ihnen, welche die Luft durchtreten läßt, ist die Stimmrinne.

Der Kehlkopf des Mannes ist von erheblich bedeutenderem Umfange als der Kehlkopf des Weibes; im Kindesalter bleibt er sehr unausgebildet, um sich erst in der Zeit des Mannbarwerdens rasch zu entwickeln.

Die durch den Kehlkopf hergestellte Verbindung der Luftröhre mit der Mund- und Nasenhöhle ermöglicht das Eindringen der atmosphärischen Luft in die Lungen, wenn diese gezwungen werden, sich auszudehnen, und das Austrreten der Luft aus den sich verengernden Lungen, — beides gemeinsam nennt man die Atmung (Respiration).

Wir haben im vorhergehenden Artikel erfahren, daß die Lungen im Brustkasten vermittelst des Brustfells luftdicht eingehängt sind, was zur notwendigen Folge hat, daß sie sich

ausdehnen müssen, wenn der Brustraum sich vergrößert. Dies geschieht nun durch die Tätigkeit von Muskeln, welche einerseits das den Boden des Brustraums bildende, nach oben gewölbte Zwerchfell abflachen, andererseits die Rippen samt den Weichteilen, die sie verbinden, heben und stärker wölben.

Die während der Ausdehnung durch die Luftröhre in die Lungen eindringende Luft richtet den Kehlkopf auf, erweitert die Stimmrinne und füllt alle Partien der erweiterten Lungen aus, — mit letzterem hat die Einatmung (Inspiration) ihr Ziel erreicht, und nun läßt die Spannung der Atmungsmuskeln wieder nach, die Elastizität des Lungengewebes zieht die Lunge zusammen, das Zwerchfell steigt von neuem in die Brusthöhle höher hinein, die Rippen senken sich und die Lungen pressen einen Teil der in ihnen befindlichen Luft wieder hinaus — der Mensch atmet aus (expirirt).

Die Beweglichkeit der die Atmung unterstützenden Rippen ist verschieden, insbesondere nach Alter und Geschlecht, in letzterer Beziehung jedoch erst vom zehnten Lebensjahre ab. Beim Weibe sind die oberen Rippen, beim Manne die unteren beweglicher. Das Atmen der Weiber wird daher vorzugsweise als Brustatmen bezeichnet, während das Atmen der Kinder, welches fast nur durch die Bewegung des Zwerchfells veranlaßt wird, Bauchatmen genannt wird.

Auch bei der tiefsten Expiration bleiben die Lungen in ihren einzelnen Teilen immer noch ausgedehnt, so daß sie niemals völlig luftleer werden. Dieser auch bei energichster Ausatmung zurückbleibende Luftrest wird die rückständige oder Residualluft genannt; was bei mäßiger Ausdehnung an Luft über das Maß der Residualluft hinaus in den Lungen bleibt, heißt die Reserveluft; die Luftmenge, welche bei gewöhnlicher Inspiration und Expiration ein- und ausgeatmet wird, ist die Respirationsluft; was bei tiefster Einatmung über die Respirationsluft hinaus aufgenommen werden kann, nennt man die Komplementärluft; Reserveluft, Respirationsluft und Komplementärluft zusammen, also dasjenige Luftquantum, welches bei tiefster Einatmung aufgenommen, bei tiefster Ausatmung ausgestoßen werden kann, heißt die vitale Kapazität der Lungen; endlich gibt diese samt der Residualluft die absolute Kapazität derselben.

Nach Hutchinson beträgt ungefähr die Menge der Residualluft 1435 Kubikmillimeter, wenn die der Reserveluft 1526, die der Respirationsluft 507, die der Komplementärluft 1739 und demnach die Vitalkapazität 3722 Kubikzentimeter beträgt*).

Nach Prof. Jägers Messungen schwankt die Vitalkapazität der Lunge beim Menschen zwischen 20 bis 80 Kubikzentimeter für jedes Kilo des Körpergewichts**. Aelteren Forschern nach soll mit dem Körpergewicht die Vitalkapazität nicht steigen, bei fetten Personen sogar sinken. Hutchinson und Simon ließen sie nur von der Körperlänge, Fabius von der Höhe des Numpfes, dem Brustumfang und dem Alter, Arnold von der Körperlänge im Verein mit dem Brustumfang, der Beschäftigung, dem Alter und dem Geschlechte des Individuums abhängen***).

Wir sehen daraus, daß die Alten über diese wichtige Frage noch bei weitem nicht als geschlossen zu betrachten sind. Das Richtige dürfte dabei nicht auf der Seite des Einfachen zu suchen sein, und Arnold sicherlich weit eher recht haben als Hutchinson und vielleicht auch als Jäger.

Die Atmung an sich ist vom Willen unabhängig, der Rhythmus jedoch, in dem sie vor sich geht, kann vom Willen beeinflusst werden. Taucher können 1 1/2 Minute lang aushalten ohne zu atmen. Der berühmte leipziger Physiologe Eduard Friedrich Weber vermochte das Atmen solange zu unterlassen, bis er in Ohnmacht sank. Nach Duetelet tut ein Erwachsener durchschnittlich in der Minute 18 Atemzüge, nach Hutchinson 20, nach Davy sogar 26, dagegen nach Funke 13 1/2, nach Bierordt sogar kaum 12.

* Dr. E. Larisch, Kurzes Lehrbuch der Physiologie des Menschen, Marburg 1870. S. 45.

** Encyclopädie der Naturwissenschaften, a. a. O. Artikel Atmung.

*** Prof. Dr. Otto Funke, Lehrbuch der Physiologie, Bd. I, S. 433, 434.

Die Zahl der Atemzüge wird nicht nur beeinflusst von dem Lebensalter der Individuen, sondern auch von der Körpermasse derselben, von der augenblicklichen Körperstellung, durch Gemütsregung und Krankheiten. Durchschnittlich tut ein Neugeborenes 45 bis 50 Atemzüge in der Minute, ein Kind von 5 Jahren 26; im kräftigsten Mannesalter zwischen 30 und 40 Jahren ist die Zahl der Atemzüge am geringsten, etwa 16 bis 18, im höheren Alter nimmt sie wieder ein wenig zu. Am langsamsten atmet man im Liegen, etwas rascher im Sitzen, am schnellsten bei rascher Bewegung oder leidenschaftlicher Aufregung.

Beim Einströmen der Luft in die Atmungsorgane wird ein Geräusch wahrnehmbar, das an der Luftröhre und den großen Bronchien ein hauchartiges ist, während es sich in den feineren Bronchien zischend anhört. Bei Kindern hört man dieses Atmungsgeräusch nicht nur beim Einatmen, sondern auch beim Ausatmen.

Um die Aufgabe zu erkennen, welche die Atmung zu lösen hat, müssen wir zunächst die Beschaffenheit der atmosphärischen Luft, die wir einatmen, mit der Luft unserer Ausatmung vergleichen. Die atmosphärische Luft enthält in hundert Raumteilen 20,96 Teile Sauerstoff, 79 Teile Stickstoff und 0,04 (1/100) Teile Kohlenäure*), oder, da der Sauerstoff schwerer ist als der Stickstoff, 23,19 Gewichtsteile Sauerstoff, 76,77 Stickstoff. Die ausgeatmete Luft dagegen enthält 16,033 Raumteile Sauerstoff bei ungefähr gleichem (ganz unbedeutend vermehrtem) Stickstoffgehalt wie vorher, und 4,380 Teilen Kohlenstoff. Der Sauerstoffgehalt ist also um etwas mehr als den fünften Teil geringer geworden, indes der Kohlenstoffgehalt sich um hundertsache vermehrt hat.

Demnach besteht die Aufgabe der Atmung in der Hauptsache darin, dem Körper Sauerstoff zuzuführen und Kohlenäure abzunehmen.

Von dem hohen Gehalte der Atemluft an Kohlenäure kann sich sehr leicht jedermann überzeugen. Man braucht nur in ein kleines Gefäß klares Kalkwasser zu bringen und dann den Atem durch ein Röhrchen hineinzublasen, so wird sich das Wasser allmählich trüben und ein Niederschlag bilden, der in kohlenäurem Kalk besteht, wozu sich die Kohlenäure mit dem gelösten Kalk verbunden hat.

Von der größten Wichtigkeit für die Physiologie und grundlegend für die Theorie der Ernährung war die Beantwortung der Frage, wieviel Kohlenäure der Mensch in den verschiedenen Lebensaltern und je nach Geschlecht, Beschäftigung, Gesundheitsstand u. s. w. ausatmet, da man die Zusammensetzung dieses Gases kannte und dadurch in den Stand gesetzt wurde zu berechnen, wieviel an Kohlenstoff der Körper durch die Atmung innerhalb einer gewissen Zeit verliert.

Mit Hilfe schwieriger Untersuchungen gelangte man zu den sich auf die Verschiedenheit der Lebensalter beziehenden Resultaten, die nachstehende Tabelle (aus: Carl Vogt, Physiologische Briefe, 4. Aufl., Gießen 1874, S. 128) angibt.

Alter der Männer in Jahren.	Kohlenäure Mittel.	Verbrannter Kohlenstoff Mittel.	Menge des verbrannten Kohlenstoffs in 24 Stunden.
8	18,333	5,0	120,0
10	24,934	6,8	163,2
11—15	29,480	8,04	192,96
16 1/2—20	39,527	10,78	258,72
24—28	44,550	12,15	291,60
31—40	40,333	11,00	264,00
41—50	34,676	9,457	226,968
51—60	31,442	8,575	205,800
63—68	37,521	10,233	245,592
76	22,000	6,00	144,00

Auch von der Art, wie die Respiration vor sich geht, hängt die Menge der ausgeatmeten (exhalirten) Kohlenäure ab. Atmet

*) In der bei der Korrektur dieser Spalten in meine Hände kommenden neuesten Lieferung der Encyclopädie der Naturwissenschaften

man öfter und tiefer als gewöhnlich, so wird man wohl überhaupt (absolut), als auch im Prozentfaze zum Sauerstoff- und Stickstoffgehalt jedes Atemzuges (relativ) mehr Kohlensäure ausatmen. Atmet man rasch, aber nicht tiefer als gewöhnlich, so wird der Prozentgehalt jedes Atemzuges an Kohlensäure geringer werden, der absolute Gehalt aber infolge der Vermehrung der Atemzüge steigen. Umgekehrt wird es der Fall sein, d. h. der relative Kohlensäuregehalt wird steigen, der absolute aber abnehmen, wenn man langsam und tief atmet.

Die Verschiedenheit des Geschlechts übt gleichfalls einen Einfluß auf den Kohlensäuregehalt des Atems. Bis zur Zeit des Mannbarwerdens (Pubertät) steigt die exhalirte Kohlensäuremenge bei männlichen und weiblichen Personen ziemlich gleichmäßig. Während der Pubertät jedoch vermehrt sie sich beim männlichen Geschlecht sehr bedeutend, während sie beim weiblichen sich gleich bleibt, um erst nach etwa dem 45. Jahre, d. i. nach dem Aufhören der Menstruation, erheblich zu wachsen; ein Umstand, welcher der starken Entwicklung der Muskeln im Jünglingsalter und im spätern Frauenalter zuzuschreiben ist.

Ferner hängt der Kohlensäuregehalt des Atems auch von der Nahrung, ihrer Menge und ihrer Zusammensetzung ab. Nach der Mahlzeit und während der Verdauung ist er höher, nach Kostgenuß jedoch geringer als sonst.

Wie groß die Schwankungen im Verhältnis zur Nahrung sind, zeigen folgende von einem 72 Kilogramm schweren 24jährigen Manne gewonnene Resultate*):

Nahrung.	In 24 Stunden ausgeschieden	
	Kohlensäure. Gramm.	Kohlstoff. Gramm.
Hunger	662,9 — 663,5	180,8 — 180,9
Stickstofflose Nahrung .	735,2	200,5
Gemischte Kost	759,5 — 791,1	207,0 — 215,7
Vier Pfund Fleisch	847,5	231,1
Möglichst viel Fleisch . . .	925,6	252,4

Dann von den Tageszeiten; in der Nacht ist der Kohlensäuregehalt geringer als am Tage.

Auch von der Temperatur ist er abhängig. Mit zunehmender Wärme sinkt er.

Des weitern wird die Kohlensäuremenge des Atems beeinflusst von gewissen Zuständen, so von der Schwangerschaft, die sie erhöht, und dem Schlaf, der sie herabsetzt.

Desgleichen vom Wassergehalt der Atmosphäre. Nach Lehmann „steigert feuchte Luft die Kohlensäureexhalation. Tiefe und Frequenz (Zahl) der Atemzüge nehmen zu.“**)

Und vom Luftdruck. „Ein einzelner Atemzug enthält nach Bivenot bei $1\frac{3}{5}$ Atmosphäre“ (d. h. bei einem um $\frac{3}{5}$ höhern Luftdruck als der normale von etwas mehr als 1 Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter oder 16 Pfund auf den Quadratzoll) „vor dem Versuch 0,2239 Gramm, im Versuche 0,2691 Gramm Kohlensäure. Komprimirte Luft verlangsamt den Puls und die Respiration, erhöht die Lungenkapazität und steigert die Kohlensäuremenge.“

Fernerhin vom Licht. „Nach Moleschott exhaliren Frösche im Dunkeln weniger Kohlensäure als im Hellen.“

welche die 6. Lieferung des Handwörterbuchs der Chemie bildet, finde ich im Artikel Atmung unter Berufung auf Valentin und Brunner, Archiv f. physiol. Heft. II, pag. 273, die durchschnittliche Menge des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft auf 20,8 Volumprozent angegeben und die der Kohlensäure auf 0,03 Prozent.

*) Vogt, a. a. O. S. 130.

***) Die hier und im Zunächststehenden mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind dem bereits erwähnten „Kurzen Lehrbuch der Physiologie“ von Dr. E. Larijch entnommen.

Schließlich von geistigen und körperlichen Anstrengungen. „Setzt man den Atmungswert im liegenden Zustande als Einheit, so wird schon bei einfachen Eisenbahnreisen in der zweiten Klasse die Menge der ein- und ausgeatmeten Luft und also auch die Menge der Kohlensäure um die Hälfte vermehrt; bei sehr langsamem Spazierengehen, wo man nur einen Kilometer in der Stunde macht*) oder beim Reiten im Schritt verdoppelt; bei Fußreisen, wo man drei Kilometer in der Stunde macht, verdreifacht, beim Reiten im Trabe und beim Fußreisen, wo man Stunde für Stunde macht**), vervierfacht, beim Laufen und Radreiten zu noch bedeutenderen Mengen hinausgeschraubt***).

Im Durchschnitt beträgt die Menge der ausgeatmeten Kohlensäure bei Erwachsenen in 24 Stunden rund ein Kilogramm, während die des ausgenommenen Sauerstoffs 900 Gramm ausmacht. Die Menge der Kohlensäure schwankt zwischen 686 und 1285 Gramm, die des Sauerstoffs zwischen 594 und 1072 Gramm.

Der Austausch von etwas mehr als vier Raumteilen des Sauerstoffs, den die atmosphärische Luft in die Lungen führt, gegen wenig mehr an Kohlensäure, geschieht in den, wie die Beeren einer Traube an den Enden der Bronchien sitzenden Lungenbläschen, die nach Hufschke eine atmende Fläche von 2000 Quadratfuß oder etwa 196 Quadratmeter aufweisen und, wie wir bereits wissen, überall von einem dichten Netze zarterster Blutgefäße umspinnen sind. Bei dieser innigen Verührung der Luft mit dem Blute bindet das Hämoglobin der Blutkörperchen chemisch den Sauerstoff, und die Blutkörperchen transportieren ihn bei dem Blutkreislauf in alle Teile des Körpers, um deren Wasserstoff in Wasser und deren Kohlenstoff in Kohlensäure zu oxydiren (verbrennen), die Verbrennungsprodukte Wasser und Kohlensäure in das Blut aufzunehmen und wieder den Lungen zuzuführen, damit diese sie im Atem aus dem Körper hinausbefördern.

Daraus geht hervor, daß der Atem auch reicher an Wasserdampf sein muß, als die atmosphärische Luft, eine Tatsache, die schon durch das Anlaufen eines Spiegels oder Fensterglases, wenn man es anhaucht, bewiesen wird und die sich besonders deutlich in dem Absetzen feiner Wasserbläschen zeigt, wenn die atmosphärische Luft bedeutend kälter ist als der Atem.

Da nun ein Gasgemenge, wie es die Luft darstellt, desto mehr Wasser in Dampfform, bis zur völligen Sättigung mit Wasser, aufzunehmen vermag, je höher seine Temperatur ist, so zeigt sich die Atemluft, welche bei gewöhnlicher Atmosphärentemperatur fast genau die Temperatur des Blutes, also 36 bis 38 Grad Celsius aufweist, bei langsamem Atmen mit Wasserdampf gesättigt. Aus diesem Umstande erhellt, daß wir nur dann durch die Atmung keine Verluste an Wasser erleiden würden, wenn wir Luft von derselben Temperatur und demselben Wassergehalt einatmen; da dies jedoch nur äußerst selten der Fall ist, so erleidet das Blut einen um so größeren Wasserverlust, je tiefer und häufiger unsere Atemzüge und je trockner die Luft ist, die wir inspiriren. Hierdurch erklärt sich der Durst, der uns bei heftiger Muskelarbeit, insbesondere bei starken Marschleistungen an trocknen heißen Sommertagen befällt und uns mahnt, durch Wassertrinken dem Körper Ersatz für die erheblichen Verluste an Flüssigkeit zu gewähren.

(Vergl. S. 104.)

*) Das ist ein ganz außerordentlich langsames Tempo. Für tüchtige Läufer sind 6 bis 7 Kilometer in der Stunde nicht zu viel.

***) Die Wegstunde (lieue itinéraire) hält 16000 Fuß oder $4\frac{1}{2}$ Kilometer, während die gewöhnliche deutsche Meile $7\frac{1}{2}$ Kilometer lang ist.

****) Vogt, a. a. O. S. 127.

Unsere Illustrationen.

Die beiden Philosophen. Es ist ein seltsam geartetes Pärchen. Als die Henne, ihre Frau Mama, brütend über den beiden Eiern hockte, brütete sie, eine fruchtig angelegte Natur, zugleich mit ihrem kleinen Kopfe über den schwierigsten Problemen, denn ihr Gemahl, der stattliche Hahn weit und breit, ein Heldentenor, dessen Akeriki alle Hühnerherzen bezauberte, war im Duell mit einem eiferfüchtigen Nebenbuhler gefallen. Unsterblichkeit, Fortdauer nach dem Tode, ewige Seligkeit im Jenseits! Die trauernde Witwe wurde immer mehr von der Wahrheit dieser tröstlichen Idee überzeugt, sie schwelgte in dem Gedanken, in besseren Regionen, wo es keine Duelle und keine Eiferjucht mehr gibt, wo der beste Haser und die fettesten Würmchen die tugendhaften Hühner erquiden und beseligen werden, wieder vereinigt zu werden mit dem geliebten, leider der Polygamie etwas zu sehr ergebene Gatten. Was Wunder, daß der Gang zur Spekulation sich auch auf die beiden holden Sprößlinge vererbte. Vor wenigen Stunden erst sind sie ins Dasein geschlüpft und schon beginnt der philosophische

Genius seine Schwingen zu regen, und statt die Augen aufzuschlagen und sich die schöne Welt anzusehen, den Blütenstaub der Ideen von den Blumen des Lebens abzustreifen und den Honig der Philosophie daraus zu bereiten, verschmähen sie diesen schönen Realismus und suchen, wie die Jünger Fichtes, Schellings und Hegels, die Welt aus dem Kopfe zu konstruieren. Dazu pessimistisch wird übrigens ihre Philosophie nicht ausfallen, dazu sind sie zu jung und anmutig. Vorerst sind sie auch nicht so weit, nach dem metaphysischen Substrat aller Dinge zu fahnden, worüber das Hirn unserer Kunstphilosophen so sonderbare Blasen trieb und treibt, das Objekt ihres Grübelns sind die zerbrochenen Eierschalen, welche das Geheimnis ihrer Entstehung umschlossen hatten. „Wer hat wohl die Eierschale geschaffen?“ piepst das eine, ein Hühnchen. „Fragen wir lieber,“ gluckst das Hühnchen mit männlicher Logik, „wer das alles geschaffen hat, die Eierschale, das Gras, dich und mich und das Blau da oben?“ „Wer kann es anders sein als eine große Henne, welche eines Tages das große Welteie gelegt hat, aus welchem alle Dinge geschlüpft sind.“ „Nein,“ antwortet das Hühnchen, „es ist ein großer Hahn, er krähte und die Welt war fertig.“



Die beiden Philosophen. Gemälde von Gustav Süs.

Ein Hahn? Lächerlich! — Eine Henne? Unsinn! — Gebt acht, liebe kleine Philosophen, daß euer gelehrter Streit nicht in Tätlichkeiten ausartet, und um ihn zu schlichten, stelle ich die Behauptung auf, es war ein Hahn und eine Henne. Noch besser aber ist es, ihr laßt diese unfruchtbaren Spekulationen auf sich beruhen und suchet lieber den Prozeß eures Werdens näher kennen zu lernen. Die Art, wie aus dem Ei ein Hühnchen wird, ist höchst merkwürdig und gewährt zugleich einen äußerst interessanten Einblick in die Bildung aller lebenden organischen Wesen, den Menschen mit einbegriffen. Das Ei besteht, wie jedermann weiß, aus der Schale, dem Eiweiß und dem Dotter. Löst man den Dotter los und wendet ihn mit geschickter Hand in einem Löffel nach allen Seiten, so wird man bald in der Mitte der Dotterkugel ein Fleckchen entdecken, so groß ungefähr wie ein plattgedrücktes Senfkorn; das ist der Keimfleck. Er ist es, der sich zum Hühnchen umbildet und das ganze Ei zur Umwandlung mit sich zieht. Die Verwandlung des Eis zu einem Hühnchen geschieht bekanntlich durch die Brütung. Brüten aber heißt nichts anderes als: Das Ei wird einundzwanzig Tage lang einer Wärme von dreißig Grad ausgesetzt. Somit kann man sagen: Ein Hühnerei mal 30° Wärme mal 21 Tage gibt ein lebendiges Hühnchen. Daraus geht hervor, daß man ein Ei

auch künstlich ausbrüten kann, indem man es 21 Tage lang ununterbrochen in eine Temperatur von 30 Grad versetzt. In der Tat hat man Brutmaschinen erfunden, welche ganz die Dienste der Bruthenne verrichten, und wenn man sich eine solche anschafft und eine gehörige Anzahl von Eiern hineinlegt, so kann man, wenn man alle paar Stunden ein Ei zerbricht und öffnet, die Metamorphose des Eis, d. h. seine Verwandlung zum Hühnchen, bequem verfolgen, d. h. wenn man ein recht starkes Mikroskop zu Hilfe nimmt. Der Keimfleck, das müssen wir voraussenden, zeigt sich bei genauerer Besichtigung nicht als bloßer Fleck, sondern als kleine runde Scheibe, die aus zwei Häutchen besteht, welche wie Blätter übereinander liegen; das obere zeigt sich aus feinen, sehr kleinen Kügelchen bestehend. Im Mittelpunkt des Dotters ist ein hohler Raum, von dem ein Kanal bis zur Oberfläche der Dotterkugel hinaufgeht; hier erweitert sich der Kanal und bildet eine Art Grübchen oder Becher, der mit feinem Eiweiß überzogen ist. Das Loch dieses Bechers, das zum Kanal führt, ist mit einem weißen Körnchen verstopft und auf dem Rand des Bechers ruht die Keimscheibe wie ein Deckel. Gehen wir jetzt zu unserer Brutmaschine und sehen wir, was in den Eiern vorgeht, indem wir je nach Verlauf mehrerer Stunden ein Ei öffnen. Nach sechs Stunden: die Keimscheibe ist gewachsen,

hat um sich gegriffen und ruht mit einem breiteren Rande auf dem Dotter. Die Äugeln des oberen Keimblattes haben sich vermehrt und sind zu Zellen geworden, d. h. zu Bläschen, von einer feinen Haut gebildet, welche im Innern eine Flüssigkeit, in der Mitte einen kleinen Kern haben. Auch das untere Keimblatt zeigt dieselbe Erscheinung. Nach zwölf Stunden: Das untere Keimblatt hat sich zu zwei Blättern gespalten, von denen das eine unter dem andern liegt, so daß jetzt die Keimscheibe aus drei übereinander liegenden Blättern besteht. Nach achtzehn Stunden: In der Mitte des oberen Keimblattes erscheint ein feiner Streifen, der an einem Ende ein wenig dicker ist als am andern; dort wird sich der Kopf, hier der Schwanz bilden. Das ist die erste Andeutung des Rückens und zwar dessen Mittellinie. Die ganze Keimscheibe hat sich bedeutend vergrößert, dabei verdicken sich die beiden oberen Blätter in ihrer Mitte, so daß sie dort undurchsichtiger werden als an den Rändern. Auch verwachsen sie miteinander in der Richtung jenes ersten Streifens und bilden dadurch eine schmale längliche Platte, die Rückenplatte. In dieser Platte erhebt sich nach vier- und zwanzig Stunden ein feiner Rand, der sich wie ein Wall neben dem Streifen hinzieht. Die beiden Wälle stehen sich gegenüber und lassen ein langes Tal oder eine Rinne in ihrer Mitte: sie wird die hohle Wirbelsäule bilden, das Gefäß des Rückenmarks; denn bald verwachsen sie miteinander und bilden ein hohles Rohr. Am obersten Wirbel aber (wo später der Kopf sein wird, der eben nichts anderes ist als ein höher ausgebildeter Wirbel) erhebt sich blasenartig auch vom untersten Keimblatt her in die Höhe, und diese Erhöhung biegt und buchtet sich immer mehr vor, so daß das Hühnchen (wenn man schon jetzt das Ding so nennen darf) auf dem Dotter wie ein umgeflüpter Kahn daliegt, dessen obere Biegung stärker ist als die untere. Diese skizzenhafte Darstellung dessen, was am ersten Tage im Ei vorgeht, wird dem Leser einen Begriff von dem Prozeß geben, der in den folgenden sich vollzieht und den wir später einmal ausführlich zu behandeln gedenken. In den letzten Tagen sind Dotter und Eiweiß fast ganz verschwunden, denn sie sind im Hühnchen aufgegangen. Dieses macht sich reiffertig. Am breiten Ende des Eis ist bekanntlich zwischen Eierschale und Eiweiß ein mit Luft gefüllter Raum. Das Hühnchen liegt mit seinem Schnäbelchen an diesem Luftraum, und wenn es Zeit ist, pikt es an die Hülle, um die dort befindliche Luft einzatmen. Sodann macht es sich an die Eierschale und hämmert so lange daran, bis ein Nis da ist oder ein Stückchen abpringt. Die eindringende Luft wird nun kräftiger geatmet. Nach und nach vergrößert es das Loch in der Schale, bis es den Kopf herausstrecken kann. Jetzt erst schöpft es frei und voll Atem, und seinem Austritt aus der Kleinwelt des Eis in die große Welt des Hühnerdaseins steht kein Hindernis mehr im Wege. Doch pflegt sich das Hühnchen damit nicht zu beeilen, stundenlang liegt es oft da und guckt mit dem Kopf zum Fenster hinaus, wie mein Hausphilister auf der Universität, ein wohlgenährter Kentier, der oft ganze halbe Tage im Fenster lag, eingehüllt in den warmen Schlafrock, die Zigarre dampfend, die Arme auf weiche Polster gelegt, und dem armen Tagelöhner zusah, der im dürftigen Mittel im Strahle der kalten Dezemberjonne Holz sägte. Es gibt doch kein größeres Vergnügen als die Arbeit, meinte der brave Kentier dann oft; ich kann stundenlang zusehen und bekomms nicht satt.

Von den wunderbaren Vorgängen im Ei, durch welche sie gebildet wurden, haben die beiden Philosophen auf unserem Bilde keinen Begriff, so wenig als mancher Philosoph und Nichtphilosoph über den durch einen ähnlichen Werdeprozeß geformten Menschen. Mit den Wundern der Natur aber vertraut zu sein, hat tausendmal mehr Wert als an übernatürliche Wunder, welche die Kirche lehrt, zu glauben. Darum, liebe Hausfrau, wenn du Eier einschlägst, um Pfannkuchen zu baden, denke zuweilen daran, welche ein Fülle von Wundern dieses so einfach scheinende Ding, das Ei, in sich schließt und vergiß nicht, daß das Ei die Form ist, aus welcher alle lebenden Wesen sich entwickeln, nach dem Worte des alten Naturforschers: omne vivum ex ovo, alles Lebende kommt aus einem Ei. St.

Prometheus. (S. 81.) Die griechische Göttersage erzählt uns wunderbare Geschichten von den Titanen, jenem Riesen- und Helden-geschlecht, das trotzig und stark genug war, um den Kampf mit den Göttern aufzunehmen, aber endlich von ihnen besiegt und in die Unterwelt gestürzt wurde. Schon der älteste griechische Schriftsteller, Hesiod, erwähnt dieser Sage, sowie auch des Schicksals des interessantesten aller Titanen, des Prometheus. Die Sage ist folgende: Bei einem Streite zwischen Göttern und Menschen gelang es Prometheus, die Götter zu Gunsten der Menschen zu überlisten; im Borne darüber enthielten die Götter den Menschen das Feuer vor. Der kühne Prometheus aber drang bis in den Saal der unsterblichen Götter auf dem Berg Olymp vor und entwendete das Feuer, um es den Menschen zu bringen, die sich dies ebenso hilfreiche als zerstörende Element von da ab nicht mehr entwenden ließen.

Den Prometheus aber traf die furchtbare Rache der Götter; er wurde an einen Felsen geschmiedet und ein Adler mußte ihm jeden Tag die Leber zerfleischen, die Nachts immer wieder nachwuchs, um am anderen Tage wieder dem grausamen Raubvogel anheimzufallen. Lange schmachtete der Dulder auf dem einsamen Felsen am Strande des Meeres, bis endlich Herakles (Herkules), der gewaltige Held, erschien, den Adler mit seinem ferntreffenden Bogen erschoss und die Fesseln des Dulders zerbrach.

Die Sage vom Prometheus hat einen tiefen Gehalt; sie zeigt uns den kühnen Denker und Erfinder — man schrieb Prometheus auch die Erfindung resp. Begründung der Schifffahrt, Astronomie und Baunkunst zu — der das Menschengeschlecht aus seinen Fesseln befreien hilft und deshalb von dem Borne der Mächtigen verfolgt wird. In diesem Sinne hat auch der große altgriechische Dramatiker Aeschylus die Prometheus-sage behandelt, nur daß er, um den Anschauungen seiner Zeit nicht zu widersprechen, die Strafe des Prometheus als gerechtfertigt hinstellen mußte. Uebrigens ist von diesem Drama des Aeschylus nur ein Teil erhalten geblieben.

Das Bild, das unsere Illustration vorführt, ist eine Darstellung des an den Felsen geschmiedeten Prometheus von dem berühmten Maler Franz Sinn. Das Original ist eine Fresse im Treppenhause des kaiserlichen Museums zu Triest. Der gefesselte Titan sieht den Raubvogel heransfliegen, der ihm täglich den grausamsten Schmerz bereitet und er sträubt sich, soweit es seine Ketten gestatten. Doch sein Widerstand wird vergeblich sein. Droben auf dem Olymp aber freuen sich die unsterblichen Götter der Dual ihres Feindes. Aber nicht alle Götter, mit denen die Phantasie der Griechen alle Elemente so zahlreich bevölkert hat, sind so grausam. Aus den Bogen des um den Felsen des Dulders brandenden Meeres tauchen die Töchter des greifen Meer-gottes Okeanos, die Okeaniden, empor und zollen dem gefesselten Helden ihr Mitleid und ihre Entrüstung über seine Dual. Aber die Töchter des Meeres können den fröhbegierigen Adler nicht verschrecken; ihre Tränen bleiben ohnmächtig, bis endlich eine stärkere Hand kommt, welche die vom Aberwitz geschmiedeten Fesseln des Dulders zerfchmettert.

W. B.

Ein Sonntagsvergnügen auf dem Lande. (S. 88—89.) Das Regeln ist, wie der Dichter sagt, „auch eine tapfere Kunst“ und will gelernt sein. Dazu ist eine gar nicht üble Leibesübung und Anstrengung, die als Sonntagsvergnügen viel empfehlenswerter ist, als etwa ein „Schapstlopf“, ein „Solo“ oder gar ein „Sechszwanzig“. Eine kleine Anstrengung schadet nichts; die bei einseitiger Tätigkeit erstarrten Muskelteile werden durch die heftigen Bewegungen beim Regelschießen angespannt, beweglich und geschmeidig gemacht. Das Regelspiel hat aber auch seine lustige Seite und zwar bezüglich der verschiedenen Positionen, welche die einzelnen Spieler einzunehmen pflegen. Man legt weniger um Gewinn — obgleich bei manchen Spielen ganz nette Gewinne zu erzielen sind — als um die Ehre des Sieges, und das ist, was die meisten Spieler in die Hize geraten läßt. Der ruhige Regelschieber ist freilich gegen den hüzigen im Vorteil. Aber sie werfen alle verschieden. Der eine schleudert wild die Kugel hinaus, als hätte er eine Wut gegen die armen Regeln in sich, und trifft sie so heftig, daß sie nach allen Richtungen hin auseinanderstiegen; der andere zielt bedächtig und läßt seine Kugel langsam hinauströllen, als fürchte er sich, den Regeln wehe zu tun. Der eine steht gravitätisch da und erwartet den Erfolg seines Wurfs; wenn er fehlt, schüttelt er den Kopf, als ob ihm unbegreiflich wäre. Ein anderer reunt der davonrollenden Kugel mit lautem Geschrei nach, als wäre die Kugel ein mit Gehör begabtes Wesen, das seine Befehle befolgen könnte; ein dritter arbeitet nach dem Wurf noch krampfhaft mit Händen und Füßen, als ob er dem Spiel der Kugel dadurch eine andere Richtung zu geben vermöchte. Und ein vierter sucht wie ein Rameleude und Zirkel; will er der Kugel wieder leicht Furcht einjagen und sie auf den richtigen Weg bringen? Freilich könnte man es glauben. Die meisten Spieler schneiden Grimassen und verschaffen dadurch dem gewöhnlich zahlreich zuschauenden Publikum eine ungemene Belustigung. Die Spötter finden hier ein reiches Feld, um sich auf Kosten der Regelschieber zu amüsieren. Da sitzt ein bedächtiger Philister, der durch seine Hornbrille dem Spiel zusieht und der von dem Spiel der Jugend gar nichts hält. Wenn einer fehlt, ist der Alte ganz aus dem Häuschen, als ob irgend ein nationales Unglück passiert wäre. „Zu meiner Zeit“, brummt er in den Bart, „hätte man sich geschämt, so schlecht zu werfen!“ — Man kann allerdings heute nicht mehr kontrollieren, ob der Alte seiner Zeit besser geworden hat. Dort sitzt ein junger Fant und moquirt sich über das Spiel der Regeln, die nach seiner Ansicht nichts treffen und nie ordentlich etwas getroffen haben. Denn sie werfen ihm viel zu langsam und zu bedächtig und ihre Kugeln sind zu schwach, so daß sie ablaufen. „Wenn wir Jungen nicht besser werfen könnten, wie die Alten, so müßten wir uns auch lachen lassen“, zischelt der junge Mensch seinem Nachbar in die Ohren. Aber nun hat einer geworfen, dem die Spötter nichts anhaben können. Das ist ein alter Virtuose des Regelspiels, jedenfalls auch im bürgerlichen Leben eine gewichtige Persönlichkeit. Mit gravitätischer Sicherheit wirft er seine Kugel hinaus und nicht weniger gravitätisch verfolgt er ihren Lauf. Allseitig blickt man mit gespannter Aufmerksamkeit der Kugel nach und erwartet einen guten Wurf, ein Bewundern wie sehr der alte Bürgersmann als Regelspieler anerkannt ist. Wie leicht hat der Regelspieler Anlaß zu schreien: „Alle Reune!“ Der Künstler hat es trefflich verstanden, dem Regelspieler die gewichtige Haltung zu verleihen, die dem jüngeren Publikum jederzeit imponieren muß. Für leidenschaftliche Liebhaber des Regelspiels wollen wir bemerken, daß zu Quedlinburg von einem Herrn Babo ein Schriftchen, eine Anweisung zum Regeln erschienen ist, das den Titel führt: „Alle Reune.“ Ob aber der, der das Schriftchen studirt, in Zukunft auch immer nur häufig „alle Reune“ wirft, dafür können wir nicht garantieren. W. B.

Niemand darf dabei anders als durch Mienen antworten; wer dies versteht und irgend einen Laut von sich gibt, muß ein Pfand geben oder bekommt einen Schlag mit dem Plumpfack.

Für die Jugend ist dieses Spiel bei seiner Einfachheit ungemein lustig und unterhaltend. Die Fragen geschehen schnell aufeinander, und man fragt gewöhnlich so, daß weder Ja noch Nein zur Antwort hinreicht. Die Gefragten sind daher genötigt, schnell auf pantomimische Ausdrücke zu denken. Betrifft dieser Ausdruck oder diese Darstellung bloß einen körperlichen Gegenstand oder eine körperliche Handlung, so wird es bei nur einigem Scharfsinne nicht schwer, durch Gebärden zu sprechen, mit dem Körper Bewegungen nachzuahmen, mit den Händen anzuzeigen oder gleichsam zeichnend auszudrücken. Kommen die Fragen aber ins Gebiet der Empfindungen, so wächst die Schwierigkeit des Ausdrucks; und führen sie gar ins Reich der Ideen, so gerät der beste Scharfsinn gewöhnlich auf die Follter. Der Frager muß hierauf, sowie auf die Fähigkeiten der einzelnen Gesellschaftsmitglieder Rücksicht nehmen, und es ist daher besser, seine Stelle nicht durchs Los, sondern durch Wahl zu besetzen und die fähigste Person dazu zu nehmen.

4. Humoristische Schaustellung.

Schattenspiele.

Diese Gattung der Spiele ist, wenn sie gut ausgeführt wird, sehr ergötzlich. Es sind dazu zwei nebeneinander liegende Zimmer nötig. In dem einen, welches dunkel bleiben muß, befinden sich die Zuschauer, in dem andern, welches auf eine näher anzugebende Weise beleuchtet wird, bereitet man die Schaupiele. Die zwischen beiden Zimmern liegende Tür wird ausgehoben und mit einem weißen Linnentuche die Öffnung straff gespannt. Etwa 3—4 Meter hinter diese weiße hell durchsichtige Wand stellt man auf den Boden eine Lampe so, daß das Licht derselben nicht zu sehen ist, dennoch aber die Person, welche die Bewegungen zu machen hat, vollkommen bescheint. Dadurch wird die gespannte Tür zu einer glatten weißen Fläche, auf der sich die Schatten der sich dahinter bewegenden Personen in scharfen Umrissen zeigen.

Die Personen, welche die Schattenspiele ausführen, müssen sich stets im Profil so zeigen, daß ihre Gesichter von der Seite deutlich zu erkennen sind, und alle Bewegungen scharf vorwärts oder rückwärts machen, weil jede Seitenbewegung durch den Körper verdeckt und also nicht sichtbar sein würde.

Die Darsteller binden an der einen den Zuschauern zugewendeten Seite Pappdeckel vor, in denen ein Gesicht ausgehöhlet ist, die aber über dem Gesicht des Darstellenden vorragen müssen, damit die eingeschnittenen Augen und der Mund sichtbar bleiben. Auch einzelne Teile der für die Darstellung zu wählenden Bekleidung kann man aus Papp schneiden und an der Zuschauerseite anbinden, damit sie schärfere Umrisse zeigen, als die gewöhnlichen Kleidungsstücke. Es ist dabei zweckmäßig, die Papplarven so zu befestigen, daß der Darsteller, der dahinter verborgen ist, seinen Schattenriß an der weißen Kattunwand sehen kann, wenn er seitwärts darnach hinschießt, denn dadurch wird er in den Stand gesetzt, die Wirkung seiner Leistungen zu beobachten und zu ändern, wenn die Linien nicht scharf genug erscheinen sollten.

Unmittelbar hinter der Lampe und durch den Schein derselben so gedeckt, daß man ihn nicht bemerken kann, sitzt der, welcher das Gedicht zu lesen hat, mit dem die Darstellung begleitet wird. Er trägt diese gereimte oder ungereimte (im doppelten Sinne) Begleitung so vor, daß die einzelnen Szenen dadurch erklärt werden und daß er die Wand nach jeder Szene verdunkelt, indem er einen Schirm vor seine Lampe stellt.

Bei dem Beginn einer neuen Szene wird der Schirm wieder weggenommen und die Bilder zeigen sich dann in voller Schärfe.

Die Pappmasken müssen so eingerichtet sein, daß die einzelnen Teile, d. h. die Augen, der Mund etc. sich mittels eines Drahtes bewegen lassen, welchen der Spielende seitwärts zieht, so daß die Wirkung seiner Hand nicht zu erkennen ist.

Die Wahl von Gedichten, welche sich zu dergleichen Schattendarstellungen eignen, ist nicht schwierig und es kommt hauptsächlich darauf an, daß die Dichtung bekannt ist. Jede einzelne Handlung wird dann auf die oben angedeutete Weise abgeteilt.

Einige Beispiele mögen dies deutlicher machen.

a) Doktor Eisenbart. Zum Doktor Eisenbart kommt ein Patient und klagt über heftige Kopfschmerzen. Doktor Eisenbart holt eine große Halskugel und sagt dem Kranken die Hirnschale von der Nase ab, greift dann in den hohlen Kopf und zieht daraus hervor, was den Kopfschmerz verursacht hat, z. B. Bücher, Stroh, ein Wein- oder Bierglas u. s. w.; deckt alsdann die Hirnschale wieder auf und der Patient geht erleichtert fort.

b) Der Seiltänzer. Man legt ein Brett über zwei Stühle, welche nicht zu sehen sein müssen, die Flamme der Lampe muß genau in der Höhe des Brettes stehen, so daß nur die schmale Kante des Brettes einen Schatten auf die Kattunwand wirft, welche dann wie ein gespanntes Seil erscheint. Auf diesem scheinbaren Seile können dann Kunststücke ausgeführt werden, die Darsteller ahmen das Balancieren nach u. s. w. Einen sehr komischen Effekt macht es, wenn der Seiltänzer vom Seile herabspringt, nach der Lampe hinläuft und über dieselbe hinwegspringt; dies macht den Eindruck, als ob er in die Luft hineinspränge. — Gute Masken werden bei allen Schattenspielen die komische Wirkung sehr vermehren; z. B. der Teufel mit Schweif und Hörnern; beim Doktor Eisenbart veräumt man nicht, einen altfränkischen Grad (sogenannten Spargelstecher), der aus einem langen Oberrod mittelst Zusammenstechens der Vordertheile der Schöße gemacht werden kann, so wie schrecklich hohe Vatermörder, welche aus Papier geschnitten werden, anzuwenden.

c) Der Zahnarzt. Ein Patient kommt zum Zahnarzt und deutet heftige Zahnschmerzen an. Der Patient reißt den Mund weit auf; der Arzt besteht ihm den Zahn und bedeutet ihm, er müsse sich denselben ausziehen lassen. Langes und komisches Sträuben von Seiten des Zahnkranken. Gegendemonstrationen von Seiten des Arztes. Endlich legt sich der Patient auf einen Stuhl, der Arzt holt eine kolossale Zange hervor, steckt sie in den Mund des Kranken und zieht mit großer Anstrengung, indem er ein Bein an das Knie des Kranken anstemmt, zum großen Gelächter der Zuschauer einen unnatürlich großen Zahn aus.

Synonyme.

Getrennt stößt's irgendetwas dir auf an jedem Tage,
Doch tust du es, so kann's dir an Schmerzen machen,
Leicht gibst du Grund zum Aerger und zur Klage,
Zumal wenn andre noch darüber spöttlich lachen.
Bald ist es leicht, bald schwer,
Oft auch recht un'reffant,
Nicht selten ordinär,
Mitunter höchst pikant.

Bereint hast du es auch vermutlich garnicht spärlich,
Nur ob es etwas taugt, das, Freundchen, ist die Frage,
Es kann sehr wol auch sein dem Leben dein gefährlich,
Doch kann, wenns dir passiert; indes aus schlimmster Lage
Hat's manchen schon befreit,
War's geistvoll, glücklich nur!
Nun, Lieber, sei gescheit —
Leicht kommst du auf die Spur.

Temper Rotznagel

Rebus.



Auflösung des Rätsels in Nr. 2:
Der Schlaf.

Auflösung des Rebus in Nr. 2:
Es gibt viel
Noch zwischen Holz und Ziel.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Winterleben der Tiere. Von Realschullehrer Eduard Lehmann. (Schluß.) — Zur Geschichte der Schreckenzeit. Von Wilh. Bloß. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlig. (Fortsetzung.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Unsere Illustrationen. Die beiden Philosophen. — Prometheus. — Ein Sonntagsvergnügen auf dem Lande. — Drachensfels, Drachenburg und Drachensfelsbahn. — Für die Jugend: 1) Bewegungsspiel im Freien; 2) Bewegungsspiel im Zimmer; 3) Verstandespiel; 4) Humoristische Schaustellung. — Synonyme. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Sprechsal für jedermann. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.